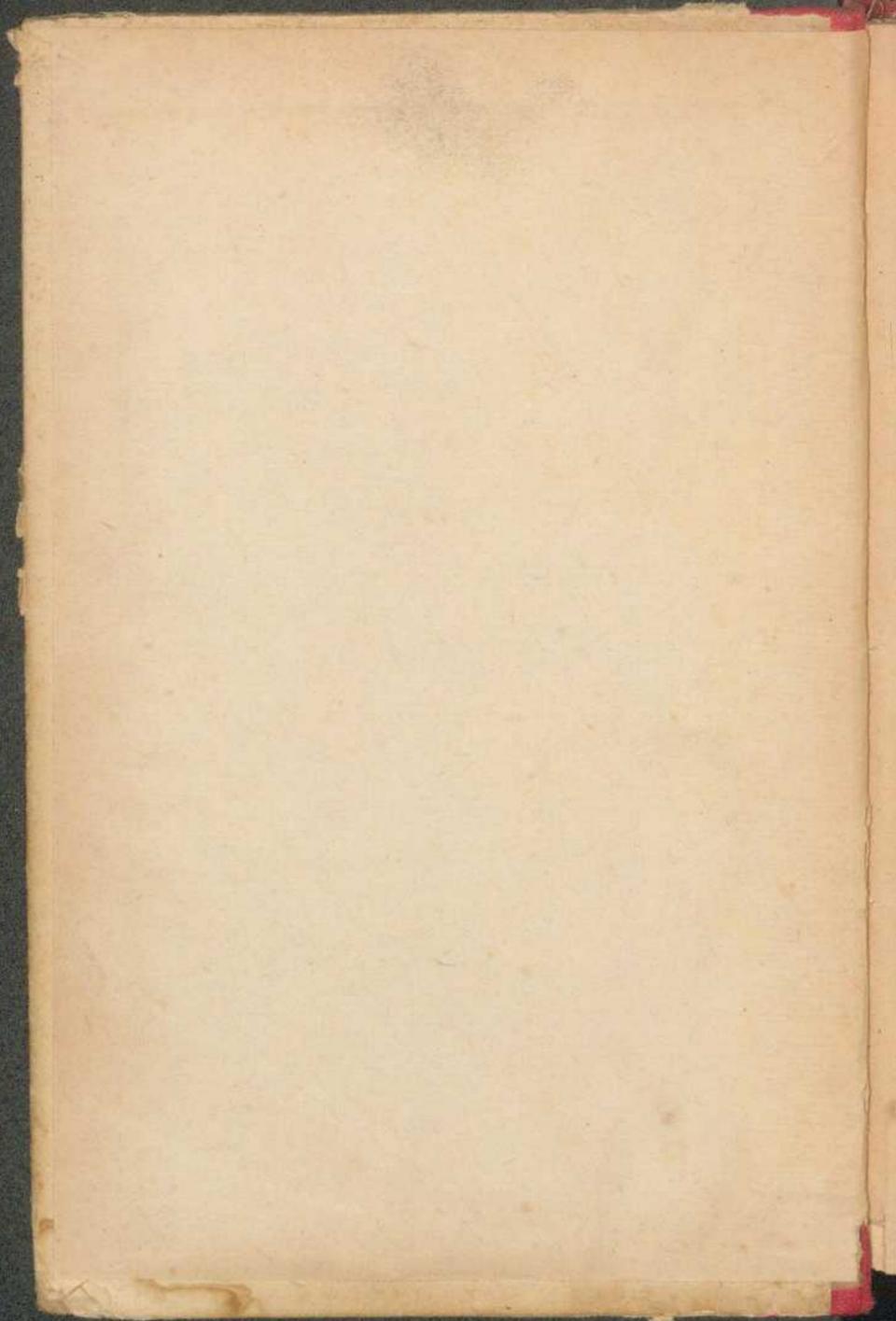


Klein Gertrud.

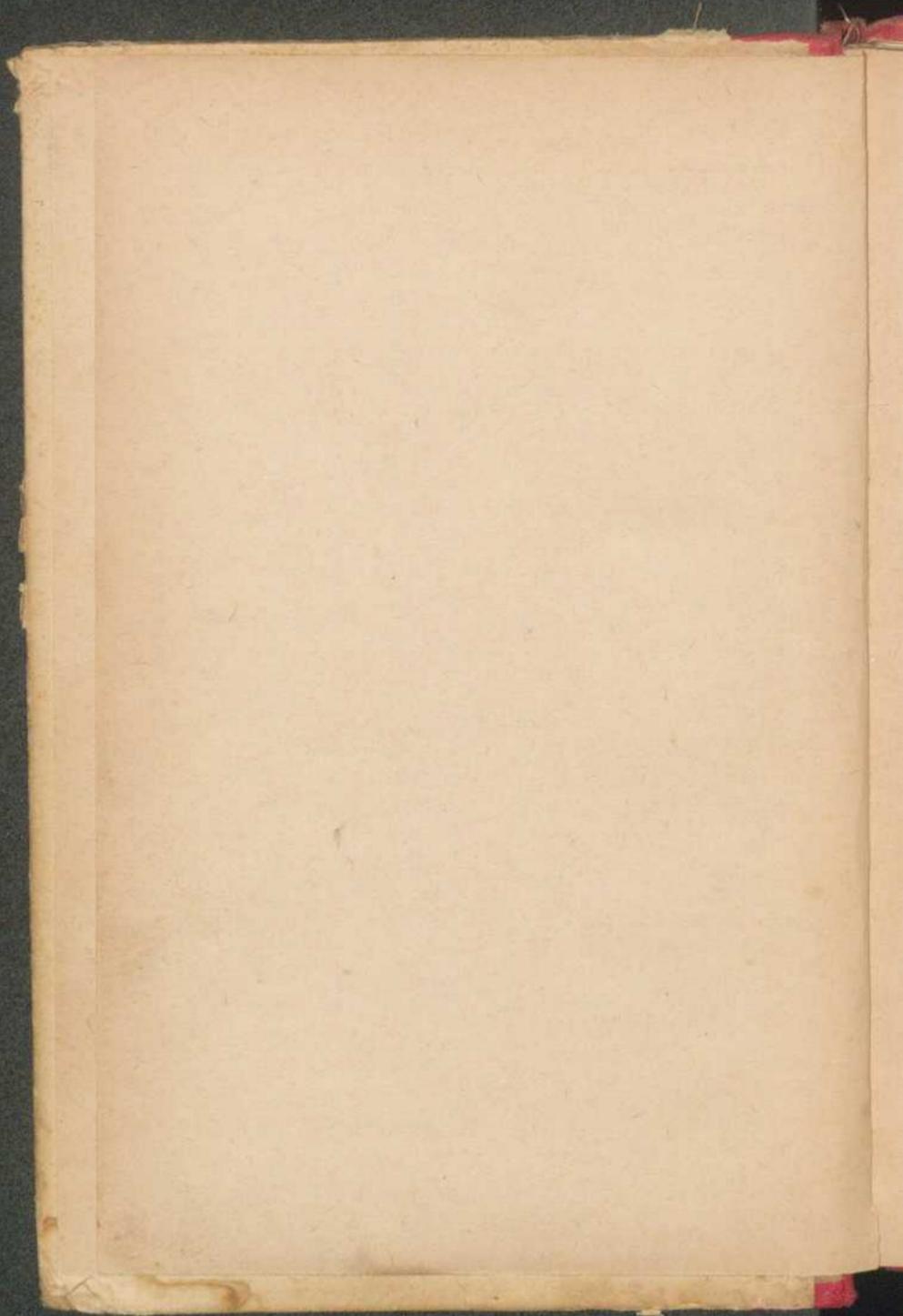


D
COA



1844
Mara River

1.



Klein Gertrud.

Erzählung von Coates.

—1861—

Berlin 1898.

Christenvertriebsanstalt, SW.¹⁸

G. m. b. H.

D

COA



66/2840 D

Erstes Kapitel.

Die Bewohner des grauen Hauses.

Von Klein Gertruds Heim, dem alten grauen Hause, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Schon vor einer Reihe von Jahren wurde es niedergerissen, zugleich mit andern in der Nähe befindlichen Gebäuden, und an seiner Stelle steht inmitten eines schattigen Gartens eine jener modernen Villen, wie sie meist in vornehmen Vorstädten das Auge erfreuen. Zur Zeit unserer Erzählung aber, d. h. als Gertrud noch „Klein Gertrud“ war, sah jeder, der in Webers Gasthaus einkehrte, das alte Haus liegen, den grauen steinernen Kasten mit seiner stattlichen Front und seinen hohen Fenstern. Wenn die alten Mauern sprechen könnten, wieviel hätten sie zu erzählen gewußt! Hoch ging es vorzeiten her in dem alten Bau. Frohe Feste vereinigten dort die Vornehmen und Schönen der Stadt, und auf den breiten Treppenstufen rauschten seidene Schleppen. Jetzt war es aber längst vorbei mit dem bunten fröhlichen Treiben. Das graue Haus war eine Mietkaserne geworden, eine Stätte der bittersten Armut.

Der Schreiber Wilhelm Trübe hatte, nachdem ihn das Leben hierhin und dorthin, aber immer abwärts geführt, schließlich für sich und seine Familie im grauen Hause Unterkunft gesucht und gefunden. Er war groß und hager, hatte schmale, magere Hände und ein blasses Gesicht mit ernsten, dunkeln Augen. Das volle Haar war fast ganz weiß, doch nicht die Last der Jahre, sondern Kummer und Sorge hatten es so früh gebleicht. Wilhelm Trübe hatte bessere Tage gesehen, doch das war so lange her, daß er sich ihrer kaum erinnern konnte. Bis vor

wenigen Jahren schrieb er Aufsätze für eine vielgelesene Zeitung und hatte dadurch einen regelmäßigen Verdienst. Doch damit war es nun auch vorbei, und so nahm er jede Schreiberei an, die ihm geboten wurde. Ein saures Brot, tagtäglich und oft bis tief in die Nacht hinein über das Pult gebeugt, schreibend und immer schreibend! Wie müde wird der Arm, wie matt sind die Augen, und wie spärlich wird all die Mühe bezahlt! Und ihn, der dafür sorgt, daß auch das kleinste Vögelschen sein bescheidenes Körnlein findet, ihn kannte Wilhelm Trübe nicht, oder wollte ihn nicht kennen, und die Bitte, die er vor mehr als 1800 Jahren seine armen hungernden Kinder gelehrt: „Unser täglich Brot gieb uns heute,“ sie kam nie über des müden Mannes Lippen.

Frau Trübe, die einige Jahre jünger war, als ihr Mann, saß von früh bis spät auf dem erhöhten Fensterstiz über ihre Näharbeit gebückt. Sie war geschickt und sauber und wurde von einem der größten Kindergarderoben-Bazare der Stadt beschäftigt. Die feinen, mit Spitzen und Band verzierten Kinderkleider, die unter ihren fleißigen Händen entstanden, waren das Entzücken ihrer Töchter Ella und Gertrud. Den beiden Kleinen, die selbst nur die ärmlichsten Mädchen besaßen, erschienen diese eleganten Kleidchen wie aus dem Märchenreiche stammend. Gertrud stellte sich die Kinder, die sie tragen sollten, vor wie Jecen in langen weißen Gewändern, mit Kronen in den Locken und goldenen Harfen im Arm. Nur erst groß zu sein und der Mutter bei den schönen Arbeiten helfen zu dürfen, erschien ihr als das höchste Glück. Frau Trübe war lebhafter als ihr Mann, konnte zeitweise sogar heiter erscheinen, aber oft war ihr das Herz auch so schwer, daß sie meinte, des Lebens Bürde nicht mehr ertragen zu können, und die Sorge ums tägliche Brot drückte sie nieder. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihren oft gänzlich verzagten Mann aufzuheitern und in das freudelose Leben der beiden Kinder das Licht der Mutterliebe so hell, wie es in ihren Kräften stand, scheinen zu lassen. Ella und Gertrud waren bei ihren Spielen immer auf sich selbst angewiesen, denn die Eltern hüteten sie streng vor dem Verkehr mit den

Kindern der übrigen Bewohner des grauen Hauses. Nur selten kamen sie über die Schwelle ihres Zimmers, und die düstere Ecke beim Ofen war fast ihr einziger Spielplatz. Im Sommer war die Mutter einigemal mit ihnen in einen benachbarten Obstgarten gegangen und hatte sich dort mit ihrer Arbeit hingesezt. Die Kinder nannten das „unsere Landpartie“ und erinnerten sich noch mit Entzücken daran, wie die Sonnenstrahlen durch die grünen Blätter schienen, und wie sie Verstecken gespielt hatten hinter den dicken Baumstämmen. Doch das war eine kurze Freude gewesen. Eines der feinen Spigenkleidchen hatte auf der „Landpartie“ gelitten, und so wagte es die Mutter nicht mehr, mit ihrer Arbeit hinauszu-
gehen.

Um den Kindern eine kleine Abwechslung zu gönnen, schickte Frau Trübe sie seit kurzem in die Sonntagschule. Sie hatte sie selbst als Kind besucht, und wenn auch erst die Vögel der Weltlust und nun die der Sorge und des Kummers längst den guten Samen geraubt hatten, der damals in das Kindesherz fiel, so wurde ihr doch jedesmal so wunderbar weich und warm um's Herz, wenn Ulla und Trudchen mit feiner Stimme ein frommes Lied sangen.

Bei den Mitbewohnern des grauen Hauses galt sie für stolz und genoß keine Liebe. Sie wünschte sich keinen Verkehr und hatte ein kaltes, abstoßendes Wesen gegen Fremde.

Eines Tages klopfte die Gemeindefchwester an ihre Thür und fragte teilnehmend, ob sie ihr in irgend etwas behilflich sein könnte oder ihr etwa ein Buch leihen dürfte.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Frau Trübe kurz. „Wir brauchen gar nichts, auch das Buch nicht, weder mein Mann noch ich haben Zeit zum Lesen.“

„Auch nicht am Sonntag?“

„Am Sonntag sind wir so müde, daß wir am liebsten schlafen. Bitte, liebe Schwester, behalten Sie Ihr Buch, wir lesen es doch nicht, und Sie sparen sich den Weg hierher, um es wieder abzuholen.“

„Es macht mir Freude, wieder zu Ihnen zu kommen,“ sagte die Schwester freundlich.

„Mir macht es aber keine Freude, hier mit Ihnen meine kostbare Zeit zu verschwäzen,“ lautete die barsche Erwiderung. „Zeit ist Geld bei armen Leuten.“

„Ich will Sie nicht länger aufhalten,“ antwortete die Schwester ernst. „Gott behüte Sie.“ Leise schloß sich die Thür.

„Mutter,“ rief Trudchen weinerlich, „warum hast du die gute Dame fortgeschickt, es waren Bilder in dem Buch, die hätte ich so gern gesehen.“

„Weine nicht, mein Liebling,“ sagte Frau Trübe, indem sie ihr Töchterchen an sich zog und das blasse Gesichtchen küßte. „Wenn die Schwester wiederkommt, dann sollst du das Buch haben.“

2. Kapitel.

Der Kinderfreund.

Es hat einmal ein Schriftsteller Betrachtungen darüber angestellt, wie wunderbar es doch sei, daß kleine Kinder oft, ehe sie irgend etwas anderes begreifen können, Jesum kennen und lieben lernen; Gott selbst lehre es sie durch seinen heiligen Geist, sonst wäre es gar nicht möglich. So war es auch bei Ella und Gertrud. Ihre Mutter hatte sie zur Sonntagschule geschickt, damit sie daselbst Zerstreuung haben sollten, und sie fanden dort das herrlichste, glückbringendste Gut ihres ganzen Lebens, Jesus den Kinderfreund.

Nachdem die Kinder einigemal in der Sonntagschule gewesen waren, schenkte die Lehrerin ihnen eine Bibel. Diese ließen sie nun kaum mehr aus der Hand. Sie nannten sie „Gottes Buch“, und das ging ihnen über alles.

Ella konnte seit kurzem lesen. Es ging noch mühsam genug, aber sie war sehr stolz darauf und oft saß sie auf dem Ofenbänkchen, mit den kleinen Händen das dicke „Gottesbuch“ haltend, und las Klein Gertrud vor, die

neben ihr kauerte. Gertrud hatte ein wunderbar gutes Gedächtnis. Sie brauchte ein Kapitel nur ein paarmal zu hören, so wußte sie es auswendig; daß sie die schweren Worte oft nicht aussprechen konnte, störte sie nicht im geringsten. Dadurch kam es ganz von selbst, daß sie in alles, was sie sagte, biblische Ausdrücke einflocht. Sie nannte die Kirche nie anders als den „Tempel“ und wunderte sich, daß ihre Eltern nie in die „Vorhöfe des Tempels“ gingen, um Gott zu loben. Sie freute sich über „die Vögel unter dem Himmel“ und über „den Vogen in den Wolken“, und wenn der Wind an den alten Fensterläden rüttelte, da fürchtete sie sich vor dem „großen Ungeflüm“.

Am einem trüben Nachmittag war große Aufregung im grauen Hause. Ein kleines Mädchen hatte auf der Straße gespielt und war überfahren worden. Sie wurde in ein Krankenhaus gebracht und starb dort nach wenigen Stunden an schweren inneren Verletzungen. Die arme Mutter des Kindes dauerte Frau Trübe so sehr, und am nächsten Sonntag war es ihr ängstlich, ihre kleinen Töchter allein zur Sonntagsschule zu schicken.

„Angstige dich nicht, Mutter,“ rief Gertrud, „wir werden ganz gewiß nicht überfahren.“

„Das hat die kleine Susi, die gestern begraben wurde, auch gedacht,“ seufzte Frau Trübe.

„Arme kleine Susi,“ sagte Ella, und Thränen hingen an ihren langen dunkeln Wimpern. „Aber du brauchst dich doch nicht zu fürchten, Mutter, wir werden sicher nicht überfahren, weil — weil —, sag' du es, Trudchen.“

Und Trudchen fuhr strahlend fort: „Weil Ella und ich, ehe wir fortgehen, den lieben Heiland bitten, daß Er uns behüten möge. Früher hab' ich mich oft so gefürchtet, Mutti, aber jetzt nie mehr.“

„Aber Susi ist doch überfahren worden,“ antwortete die Mutter.

„Sie hat gewiß vergessen zu beten,“ meinte Gertrud, „oder,“ setzte sie zögernd hinzu, „vielleicht hat es der liebe Gott gewollt.“

„Da scheint es mir doch,“ wandte Trübe mit spöt-

tischem Lächeln ein, „daß auch Leute, die beten, manchmal unter die Räder kommen.“

„Nur wenn es der liebe Heiland will, Vater, sonst nicht, und der macht alles, wie es am besten ist.“

„Lieber Mann, soll ich die Kinder nicht hier behalten?“ fragte Frau Trübe immer noch ängstlich.

„I bewahre,“ lautete die Antwort, „laß sie ruhig gehen, wenn es ihnen Freude macht. Am Sonntag ist wenig Verkehr in unserer Straße, und außerdem, solch' kleines Unkraut vergeht nicht.“

„Vater, was ist kleines Unkraut?“ ließ sich Gertruds feines Stimmchen nochmals vernehmen. Aber Trübe war schon wieder ganz in seine Arbeit vertieft. Die Feder fuhr raschelnd über das Papier, und die Frage blieb unbeantwortet.

Drittes Kapitel.

Der Wolf.

Das Zimmer, welches unsere Freunde bewohnten, zeigte noch einige Reste früherer Schönheit. Es war ein großer Raum, die Wände mit Eichenholztäfelung, die Decke mit Stuck verziert. In einem tiefen Erker, der fast ein Stübchen für sich bildete, stand das Bett, in welchem die beiden Kinder schliefen. Die Fenster waren klein und lagen sehr tief in den dicken Mauern, daher war es nie sehr hell im Zimmer.

Wenn des Abends das eine spärliche Lämpchen brannte, welches kaum den Tisch erhellte, an welchem das Ehepaar arbeitend saß, da war auch in dem übrigen Zimmer Schatten. —

Es war an einem langen Herbstabende. Die Kinder saßen, wie an jedem Abend, auf ihrem kleinen Ofenbänken und flüsterten ganz leise miteinander, um den Vater nicht zu stören. Der Stoff zu ihren Unterhaltungen ging ihnen nie aus. Die Mutter nickte ihnen bisweilen fremd-

lich zu und hätte gern gewußt, was sie sich immer zu erzählen hatten.

Das einzige Geräusch bildete das gleichmäßige Kraken der Feder, denn Frau Trübe vermied auch die kleinste Unterbrechung, weil sie wußte, wie jeder Lärm die durch Arbeit überreizten Nerven ihres Mannes angriff. Das Geflüster der Kinder störte den Vater niemals. Sie waren ja immer so artig und leise, daß er oft ihre Gegenwart ganz vergaß. Aber die Mutter vergaß sie nie. Mancher Seufzer stahl sich über ihre blassen Lippen und Gott allein sah ihre oft so traurigen und bitteren Gedanken. Sie klagte Ihm nie ihre Not, aber Er, der in jedes Menschenherz sieht, Er kannte auch jeden Kummer ihres armen treuen Mutterherzens.

Manchmal wurde die Stille unterbrochen durch die melancholischen Weisen einer Drehorgel. Dann sprangen die Kinder wie elektrifiziert auf und liefen ans Fenster, um besser zu hören. Aber auch diese Freude wurde abgeschwächt durch den Vater, der ärgerlich im Zimmer hin- und herging, bis der letzte Ton verhallte, räsonnierend, daß man bei dem Lärm nicht arbeiten könne.

Es war spät geworden. Frau Trübe stand auf, um einige Scheite Holz auf die verglühenden Kohlen zu legen. Darauf wieder tiefes Schweigen, während die Kinder sich daran erfreuten, wie die Flammen knisternd an dem feuchten Holz leckten.

„Hast du noch lange zu arbeiten, Wilhelm?“ unterbrach Frau Trübe die Stille.

„Nicht mehr sehr lange,“ lautete die Antwort.

„Soll ich noch einmal anzünden?“

„Warum nicht?“

„Ach, Wilhelm, wir haben so gut wie keine Kohlen mehr, und der Wirt will uns auch keine mehr geben, weil wir die von voriger Woche noch nicht bezahlt haben.“

„Was kann ich dafür!“ sagte Trübe ärgerlich. „Wenn ich kein Geld habe, kann ich nicht bezahlen, soviel ist klar. Es ist eine Gemeinheit vom Chef, arme Leute immer erst abzulohnen, wenn es ihm gerade paßt.“

„Es ist mir nur ängstlich wegen der Kinder; ich friere

nur des Abends manchmal ein wenig," sagte Frau Trübe und zog ihr dünnes Tuch fester um ihre Schultern. „Rege dich nicht auf, lieber Mann," fuhr sie fort, indem sie ihm die Haare aus der Stirn strich. „Wir müssen es eben ertragen. Laß mich jetzt deine Schreiberei weglegen, es ist spät und du mußt müde sein.“

Trübe lehnte sich zurück und beobachtete seine Frau, wie sie erst sorgsam seine Papiere ordnete und dann ihre eigene feine Arbeit in den großen altmodischen Schrant verschloß. „Du bist zum mindesten ebenso fleißig gewesen wie ich, Marie," meinte er endlich.

„O nein, das ist etwas ganz anderes," antwortete Marie lächelnd. „Fleißig war ich zwar schon, aber was bedeutet meine Arbeit im Vergleich mit der deinen? Ich kann dabei denken, was ich will, wenn auch die Hände beschäftigt sind. Heute z. B. mußte ich daran denken, ob wohl unsere Kinder einst werden ebenso hart arbeiten müssen wie wir.“

„Höchst wahrscheinlich schon viel eher, als wir es thun mußten, liebe Frau.“

„O Wilhelm!"

„Nun, wir wollen das Beste hoffen und uns das Leben nicht durch schwarze Zukunftsträume schwerer machen, als es schon so ist. Ich will arbeiten, so lange wie ich mich rühren kann, und wenn es uns gelingt, unser Heim vor dem Wolf zu schützen, dann ist ja alles gut.“

Gertrud, die auf ihrem Bänkchen eingeschlummert war, wurde in diesem Augenblick durch ein Geräusch im Ofen geweckt. „Ella," flüsterte sie, „hast du gehört, was Vater eben gesagt hat?"

„Ja," antwortete Ella, vor Kälte und Furcht zitternd.

„Aber Kinder," rief jetzt der Vater, „Ihr seid noch auf? Ihr solltet ja längst in Eurem Bett liegen und schlafen.“

„Wie blaß und kalt ihr seid!" sagte Frau Marie, indem sie Gertrud auf den Schoß nahm und ihre kleinen Hände rieb.

„Was machst du denn für verängstigte Augen, mein

Trudchen?" fragte der Vater. "Im Bett ist es so schön warm, da brauchst du nicht zu frieren."

"Vater," ließ sich Gertruds feines Stimmchen vernehmen, "wirst du ihn auch wirklich fortjagen können?"

"Ben denn, mein Kind?"

"Den Wolf, Vater."

Trübe sah seine Frau an, und ein Lächeln verschönte sein bleiches Gesicht.

"Ihr habt gehorcht, Kinder."

"Wir können nichts dafür, Vater," sagte Ella zitternd, "Trudchen schlief, und ich schlief auch beinahe, ich bin so müde. Und da sagtest du auf einmal, es sei ein Wolf da, und da wurden wir gleich ganz wach. War er schon dicht bei der Thür, Vater?"

"Ich fürchte, ja."

"Aber jetzt ist er wieder weg, nicht wahr?"

"Immer noch nicht sehr weit, mein Kind."

"Geht er auch in die andern Stuben?"

"Sicher versucht er auch dort sein Heil," antwortete Trübe. "Er ist überall da, wo arme Leute sind."

"Und sucht, welche er verschlinge," flüsterte Klein Gertrud.

"Richtig, mein Trudchen!"

"Aber Vater, wirst du ihn auch bestimmt fortjagen, wenn er kommt?"

"Wir wollen es hoffen," sagte der Vater, und warf seiner Frau einen traurigen Blick zu. "Nun aber schnell zu Bett, sonst haben wir alle keine Kräfte, um den Wolf herauszujagen, wenn er kommt."

Die Eltern ahnten nicht, was für eine entsetzliche Angst vor dem wilden Wolf die Kinder erfüllte. Schreckhafte Träume machten die armen kleinen Geschöpfe aus dem Schlaf auffahren, um wieder zu kommen, sobald sie sich wieder in den Schlaf geweint hatten. Sie verstanden es ja nicht, was unter dem Wolf gemeint war, sondern meinten bei jedem Geräusch, das wilde Tier an der Thür trafen zu hören.

Viertes Kapitel.

Schatten.

An einem der nächsten Abende, als Trübe einen Augenblick die Feder beiseite legte, kam Gertrud aus ihrem Stühlen heraus und berührte leise seine Kniee. Sie führte bei allen Fragen, welche die Schwestern zu stellen hatten, stets das Wort. So wollte sie auch jetzt wissen, ob Vater schon einmal einen lebendigen Wolf gesehen hätte. Die großen blauen Augen blickten den Vater ängstlich forschend an.

„Nicht, daß ich wüßte,“ lautete die Antwort.

„Führe sie nicht weiter an, Wilhelm,“ wandte jetzt Frau Trübe ein.

„Aber ich führe sie doch nicht an,“ sagte Trübe lachend.

„Ich dachte, ihr hättet die alte Wolfsgegeschichte längst vergessen, Kinder.“

„Wir möchten nur gern wissen, wie so ein Wolf aussieht, Vater,“ fragte Gertrud weiter.

„Zerbrecht euch darüber nicht den Kopf, Kinder,“ antwortete Trübe.

„Ihr werdet es bald genug wissen,“ fügte er leise hinzu.

Aber damit gaben die Kleinen sich nicht zufrieden. Am Schluß der nächsten Sonntagschule faßten sie sich fest an der Hand, gingen auf ihre Lehrerin zu, und Gertrud fragte mit lauter Stimme: „Wie sieht ein Wolf aus, Fräulein Mühlheim?“

Lächelnd sah diese die Kinder an. Gertrud stellte so oft die wunderbarsten Fragen, sodaß die heutige sie gar nicht weiter in Erstaunen setzte. Hätte sie nur gefragt, warum die Kinder es wissen wollten, so wären ihnen damit viele lange Stunden erspart worden. Aber sie kam gar nicht auf diesen Gedanken und sagte nur kurz: „Ein Wolf sieht ähnlich aus wie ein Hund, aber sein Kopf ist viel dicker, und die Zähne sind viel länger. Die Augen blicken einen so gierig und grausam an, und in der Nacht leuchten sie wie glühende Kohlen. Und wenn

der Hunger diese Tiere quält, dann bellen und heulen sie ganz laut.“

„Fressen sie auch Menschen, Fräulein?“

„O ja, wenn sie sehr hungrig sind, nur zu gern. Sie wagen sich aber nur in der Finsternis in die Nähe der Häuser, damit sie sich, wenn die Sache ihnen ängstlich wird, möglichst ungesehen wieder aus dem Staube machen können.“

„Wo laufen sie denn dann hin?“ fragte Gertrud ganz ängstlich.

„Nach Hause in ihre Höhlen, denke ich,“ sagte Fräulein Mühlheim lachend.

„Steht auch in Gottes Buch etwas von Wölfen?“ wollte die Kleine noch wissen.

„O ja, an manchen Stellen,“ antwortete die Lehrerin, die dabei war, ihre Bücher zusammen zu legen. „Der Prophet Jeremias sagt, wir sollten uns hüten vor den Wölfen, die des Nachts ihr Wesen treiben. Und das wißt ihr ja, wie Johannes uns vom guten Hirten erzählt, der seine Schafe vor dem Wolf behütet. Erst im Himmel werden wir uns nicht mehr vor Wölfen zu fürchten brauchen, da werden sie mit den Schafen zusammen weiden. Aber ihr müßt jetzt nach Hause, Kinder, eure Mutter ängstigt sich sonst um euch.“

Die Kinder verabschiedeten sich von ihrer freundlichen Lehrerin, die sie sehr liebten, und verließen das Zimmer. Schon auf der Treppe blieben sie zitternd stehen. Als sie nun aber vor der Thür merkten, wie dunkel es schon war, holten sie tief Atem, und dann liefen sie so schnell, wie sie konnten, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen, nach Hause. Die Eltern saßen gemütlich zusammen am Feuer und genossen die Sonntagruhe.

„Holla!“ rief Trübe, aus leisem Schlummer aufstehend, „was kommt denn da für eine wilde Jagd?“

„Bloß Ella und ich, Vater,“ sagte Gertrud, die immer noch ängstlich in alle Ecken schielte.

„Es ist nur gut, daß ihr es seid. Ihr machtet solchen Lärm, daß ich schon glaubte, der Wolf käme; ich träumte gerade von ihm.“

„Ach, höre doch endlich damit auf, Wilhelm,“ warf Frau Trübe ärgerlich ein.

„Nun so wollen wir nicht mehr vom Wolf sprechen, nicht wahr, Kinder? Mutter mag's nicht.“

Die Kinder versuchten zu lächeln und kauerten sich still zu Füßen der Eltern hin.

„Wie zeitig es jetzt dunkel wird! Bald sind wir wieder tief im Winter,“ unterbrach Frau Marie das Schweigen. „Ihr kommt heute später wie sonst, Ella, wo wart ihr denn so lange?“

„Wir mußten Fräulein noch etwas fragen, Mutter.“

„Wonach denn?“

Ella zögerte mit der Antwort und sah ihre Schwester zweifelnd an.

„Nur immer heraus mit dem großen Geheimnis, Gertrud,“ sagte der Vater.

„Es ist kein Geheimnis, Vater, wir wollten nur gern wissen, wie der Wolf aussieht.“

„Schon wieder der Wolf,“ rief Trübe belustigt. „Diesmal war ich es aber nicht, der davon anfang, Marie. Nun, wie sieht er aus? Ich möchte auch gern noch etwas lernen.“

„Ich weiß nicht mehr alles, Vater, ich habe mich so gefürchtet,“ sagte Ella ganz leise, und Gertrud flüsterte:

„Wie ein großer Hund sieht er aus und hat lange, scharfe Zähne und glühende Augen und —“

„Und grüne Haare,“ fügte Ella bei.

„Also ein betagter Wolf,“ meinte lachend der Vater.

„Ach Vater,“ rief Gertrud, „du würdest nicht lachen, wenn du wüßtest, wie schrecklich das alles war, was Fräulein Mühlheim noch sagte.“

„Wirklich? Was sagte sie noch, Ella?“

„Daß der Wolf so gierig ist und so grausam. Wenn es finster ist und er hungert sehr, dann frißt er alles, was ihm in den Weg kommt, Menschen und Tiere.“

„Ich kann's nicht mehr hören, Ella,“ rief Gertrud weinerlich. „Ist das alles wirklich wahr, Vater?“

„Alles, mein Kind. Die kurzen Tage sind die beste Zeit für den Wolf, den ich meine, und wenn der erst mal

seine gierigen Zähne armen Menschen zeigt, dann ist es schlimm um sie bestellt. Aber du wirst doch nicht weinen, mein Liebling? So lange Vater lebt und noch einen Finger rühren kann, so lange darf kein Wolf seiner kleinen Gertrud nahe kommen, das verspreche ich dir." Beschwichtigend strich er über die blonden Locken des Kindes. Trudchen hatte den Kopf auf Vaters Knie gelegt und schluchzte.

Frau Trübe gehörte nicht zu den Frauen, die sich in solchem Falle hinstellen und sagen: „Siehst du, das hast du davon.“ Sie war leise aufgestanden, hatte das Abendbrot zurechtgestellt, strich den Kindern die Butter nicht ganz so spärlich wie sonst aufs Brot und hatte sie bald auf andere Gedanken gebracht. Auch als die beiden Kleinen längst im Bett lagen und sanft schliefen nach all der Angst und Aufregung, machte sie ihrem Manne keinen Vorwurf.

„Wir wollen zu Bett gehen, Wilhelm,“ sagte sie, als sie eine Weile schweigend zusammengesessen und jedes seinen trüben Gedanken nachgesonnen hatte. Sie trugen so schwer an ihren Sorgen, weil sie den Weg zum rechten Helfer in der Not verloren hatten, der über den Sternenthron und so gern den Kummer seiner Kinder stillt, wenn sie ihn darum bitten. Klein Gertrud hatte vor dem Einschlafen gebetet: „Habe auf mich acht, Hüter in der Nacht,“ aber ihre Eltern wollten nichts wissen von diesem treuen Hüter. „Es ist spät, Wilhelm,“ wiederholte Frau Marie.

„Warum soll ich zu Bett gehen?“ sagte Trübe seufzend. „Sowie ich mich lege, muß ich husten.“

„Ist dein Husten soviel schlimmer jetzt?“ fragte seine Frau ängstlich.

„Ob er schlimmer ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist er schlimm genug, ich muß fast die ganze Nacht aufrecht sitzen.“

Thränen standen in Frau Trübes Augen. Was sollte werden, wenn ihr Mann jetzt ernstlich erkrankte? Kein Pfennig Geld war übrig, um den Doktor und die Medizin bezahlen zu können, und längst nicht genug Holz vorrätig, um das Krankenzimmer zu erwärmen.

„Ich bin an den Husten ja gewöhnt,“ sagte Trübe jetzt, „und will ihn ja auch ertragen, wenn ich nur wenigstens ein paar Stunden schlafen könnte. Ich bin sonst so müde am Tage, daß meine Arme zittern, und wenn ich dann schlecht schreibe, wird mir Herr Stein keine Arbeit mehr geben, und was soll dann werden?“

Infolge dieses Gespräches war Trübe nicht der einzige, der die Nacht schlaflos zubrachte. Seine Frau fand keine Ruhe vor den trüben Zukunftsbildern, welche sie verfolgten. Die Kinder wachten öfters auf von dem harten, hohlen Husten des kranken Mannes; dann krochen sie jedesmal tief unter die Decke, und Gertrud flüsterte halb im Schlaf: „Hörst du es, wie der Wolf bellt?“

Fünftes Kapitel.

Der alte Schreiber.

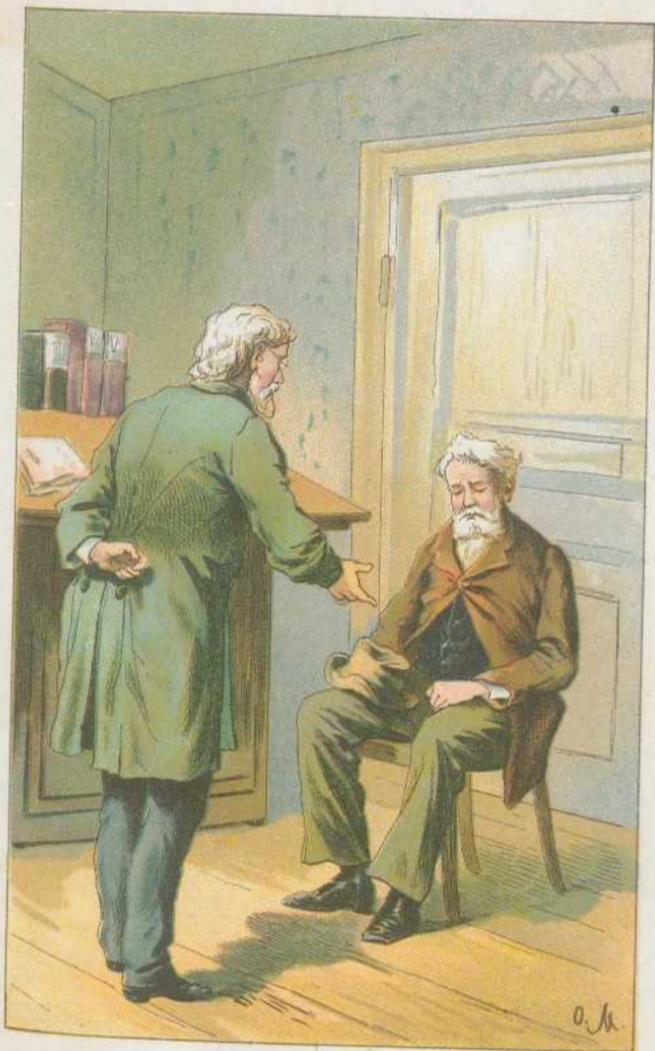
Trübes Bestürzungen sollten sich nur zu bald bewahrheiten. Als er das nächste Mal seine Arbeit abgelieferte, machte der Chef ihm bittere Vorwürfe über seine vernachlässigte Schrift. „Sie können sehr gut schreiben, wenn Sie wollen, und wenn Sie sich keine Mühe mehr geben, so sind Sie das nächste Mal entlassen, verstanden?“

„Ich schreibe so gut ich kann, Herr Stein, aber meine Hand zittert oft so sehr, daß ich die Feder kaum halten kann.“

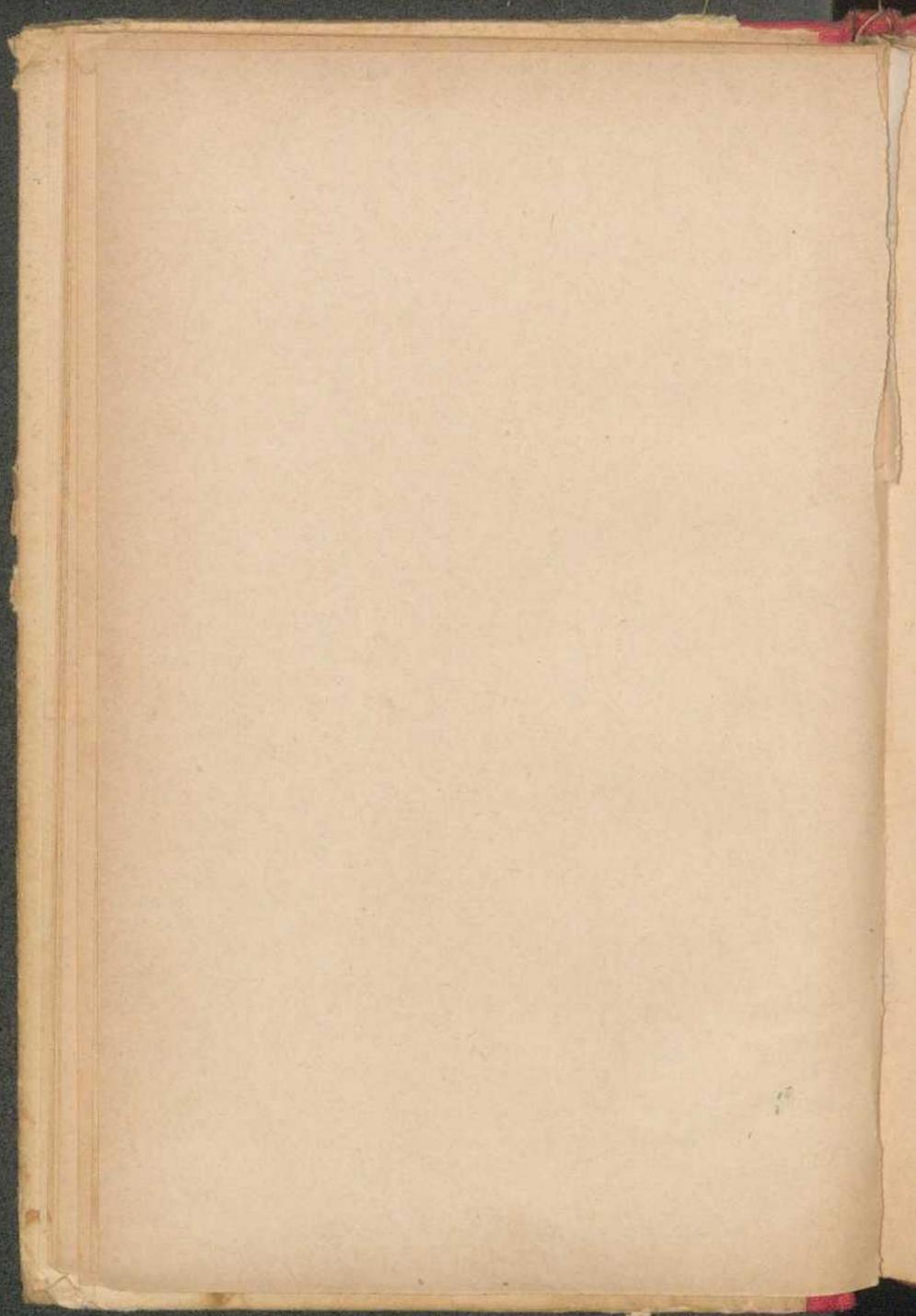
„Aha, also diese Tugend haben Sie auch? Ich weiß ganz gut, Trübe, woher es kommt, wenn einem Mann in Ihren Jahren die Glieder zittern.“

„Sie meinen, daß ich trinke, Herr? Ich möchte wissen, womit ich Schnaps kaufen sollte, bei den paar Pfennigen, die ich verdiene.“

„Wenn Sie nicht zufrieden sind mit Ihrem Lohn, dann können Sie auch gleich gehen.“



Klein Gertrud.
Seite 23.



„Ein Mann, der Frau und Kinder zu ernähren hat, darf nicht streiten, ebensowenig hat er Geld, um sich Schnaps zu kaufen. Ich will schreiben, so gut wie ich kann.“

„Nun, dann werde ich es noch einmal mit Ihnen versuchen, aber Trübe, ich warne Sie. — Geben Sie ihm die Papiere, Marschall,“ sagte der Prinzipal zu seinem alten Schreiber.

Still grüßend verließ Trübe das Kontor. Auf der Treppe bekam er einen Hustenanfall und mußte sich auf die Stufen setzen, um einen Augenblick auszuruhen.

„Wenn ich den Menschen doch erst los wäre,“ sagte drinnen Herr Stein zum alten Marschall. „Je eher er fortkommt, je lieber ist's mir, ich habe ihn nie leiden mögen.“

„Ach, Herr Stein, schicken Sie ihn jetzt nicht weg,“ antwortete dieser, und ein mildes Lächeln verschönte sein altes, von vielen Runzeln durchfurchtes Gesicht. „Der Mann arbeitet seit zwei Jahren für uns und war immer fleißig und pünktlich. Seit einiger Zeit sieht er so krank und müde aus, er kann gewiß nicht so fort, wie er gern möchte.“

„Er trinkt, man sieht es ihm ja an.“

„Das glaube ich nicht, Herr Stein. Vielleicht thäte ihm ein Gläschen zur Stärkung manchmal ganz gut. Aber dazu wird es wohl nicht reichen. Wie wäre es, wenn Sie ihm etwas mehr Lohn gäben, mein lieber junger Herr?“

„Aber Marschall,“ rief Stein, „da geht Ihr gutes Herz doch wieder einmal gründlich mit Ihnen durch. Ich bin im höchsten Grade unzufrieden mit dem Manne wegen schlechter, nachlässiger Arbeit, und zum Dank dafür soll ich ihm seinen Lohn erhöhen, wie? Aber wenn es Ihnen Freude macht, mein guter Alter, dann erhöhen Sie seinen Lohn, mir soll es recht sein. Aber glauben Sie, daß er es wirklich verdient?“

„Ob er es verdient, weiß ich ja nicht, lieber Herr Franz,“ antwortete Marschall, „er schreibt wirklich sehr viel schlechter wie früher. Aber er sieht todkrank aus, so, als ob der Herr ihn bald von aller Arbeit ausspannen

würde. Da könnten wir ihm doch die irdischen Sorgen für die letzte Zeit ein wenig erleichtern, damit er mehr für den Himmel sorgen kann; das soll doch die Haupt Sorge sein in jedes Menschen Leben.“

„Na, na, Marschall,“ sagte darauf Herr Stein gutmütig, „so wie Sie versteht es aber auch keiner, einem das Herz weich zu machen. Man kann Ihnen nichts abschlagen. Und immer bitten Sie für andere. Sagen Sie mir doch ein einziges Mal etwas, was Ihnen selbst Freude machen würde, es ist Ihnen von vornherein gewährt.“

„Ich weiß ja nichts, Herr Franz. Gott sorgt für mich und giebt mir alles, was ich brauche.“

Peter Marschall stand fast so lange er denken konnte im Dienst der Familie Stein. Er war Schreiber, Kontorbiener, Verwalter, alles in einer Person. Und er gehörte nicht zu den Augenidioten, denen ihr eigener Vortheil die Hauptsache ist. Mit der größten Pflichttreue verrichtete er seine Arbeit jahraus, jahrein. Und was noch viel mehr wert war, er trug seinen Brothern auf betendem Herzen. Dieser wußte aber auch, was er an ihm hatte, und schon der Vater des jungen Franz Stein hatte die Bestimmung getroffen, Marschall sollte bis an sein Lebensende die Stelle innehaben, falls er nicht selbst den Wunsch hege, seinen Posten aufzugeben. Daran dachte aber niemand weniger, wie unser alter Marschall. Seinen jetzigen Herrn hatte er als Kind auf den Knien geschaukelt und in den Schlaf gesungen. Er blieb in seinen Augen „der Junge“, und er wäre sich schlimmer wie ein Barbar vorgekommen, wenn er ihn verlassen hätte. Und wer war ihm dankbarer für sein Bleiben, als eben dieser „Junge“! Wohl ging es langsam mit dem Schreiben des Alten, denn sein Rücken schmerzte oft, und mit dem schnellen Laufen treppauf und ab war's längst vorbei. Wieviel aber das treue, wachsame Auge seines alten Dieners für ihn und sein ganzes Haus und Geschäft bedeutete, das wußte niemand besser, wie Herr Franz selbst.

Die übrigen Schreiber und Beamten des Hauses Stein hätten gern gewußt, was Marschall mit seinem Geld anfang. Er hatte sich eine hübsche Summe erspart, die

in sicheren Papieren angelegt war, und doch wie oft kam es vor, daß er in den letzten Tagen des Monats, vor dem Lohnauszahlen, keinen Pfennig mehr im Geldbeutel hatte. Dabei brauchte er für sich so gut wie nichts. In Marschalls kleinem Hinterstübchen hing an der Wand über dem Bett der Spruch: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

Dieser Spruch hing aber nicht nur über dem Bett, er stand in dem Herzen des alten Mannes. Wer ihn begleitet hätte am Sonntag und am Feierabend auf seinen Gängen, die ihn in die ärmlichsten und unbekanntesten Teile der Vorstadt führten, dem wäre es kein Geheimnis geblieben, warum der Geldbeutel des Alten so oft leer wurde. Aber davon wußte niemand etwas, selbst Franz ahnte es nur und fragte den Alten nie nach dem Ziel seiner Spaziergänge. Viele, die ihn kannten, fanden, daß Marshall ein bedauernswertes Leben führte. Immer saß er im düstern Kontor und nie im Leben sah er etwas anderes, als die Stadt mit ihren hohen grauen Häusern und ihrer schlechten Luft. Doch konnte man sich kaum einen fröhlicheren Menschen denken, als unsern alten Freund. Aus seinen klaren blauen Augen lachten einem jeden Freude und Frieden entgegen. Für jeden hatte er ein freundliches Wort bereit, und so genoß er Liebe und Achtung bei allen, die ihn kannten. Vor kurzem war ein Mann zu ihm gekommen, den er nicht zu kennen meinte, und hatte ihm mit thränenden Augen gedankt für alles, was er an ihm gethan hatte.

Der Mann war vor 30 Jahren Laufbursche im Steinischen Hause gewesen. Es war ein Waisenkind, das keinen verwandten Menschen mehr auf der Welt hatte. Da war es Marshall gewesen, der sich des Jungen annahm wie ein Vater. Und als nun der stattliche Mann sagte, ihm habe er es zu danken und seiner treuen Fürbitte, daß er ein Gotteskind geworden und geblieben sei, da erschien dem alten Marshall sein Zimmer hell, so strahlend hell, und der Widerschein dieses Lichtes verklärte sein Gesicht.

Stein hatte, nachdem sie sich über Trübes Lohnerhöhung geeinigt, das Kontor verlassen, und der Alte war allein. Wir wollen ihn noch einen Augenblick beobachten, wie er sorgfältig die Papiere auf seines Herrn Schreibtisch ordnet und alles so hinlegt, wie er weiß, daß Herr Franz es gern hat. Dann geht er zurück an sein Pult, faltet die Hände und sendet eines seiner vielen Bittgesuche an seinen großen König: „Lieber Herr Jesus, Du weißt, wie ich ihn liebe, den Jungen, meinen Franz! Aber Du liebst ihn ja noch viel mehr, und so bitte ich Dich, halte ihn fest und ziehe ihn immer mehr zu Dir. Mache sein Herz weich und sein Gewissen scharf, daß er Deine Stimme, die ihn immer lauter ruft, auch hört. Und wenn ich heute Abend zu dem armen Trübe komme, dann gib du mir die Worte ein,“ die ich sagen soll. Ich bin so ein alter, schwacher Mann und kann gar nichts mehr thun und sagen, wenn Du nicht bei mir bist, mein treuer Heiland, und mir hilfst. Amen.“

Sechstes Kapitel.

Des großen Königs Bote.

Marshall war am Abend nach Schluß der Arbeitszeit sehr müde. Trotzdem gab er den Plan nicht auf, selbst zu Trübe zu gehen, um ihm die Nachricht von der Lohnerhöhung mitzuteilen. Es dauerte lange, bis er das graue Haus fand; er war noch nie dagewesen und sah nun zweifelnd an dem großen Gebäude mit seinen vielen Fenstern empor. Vor der Thür stand ein junges Mädchen. Sie hatte einen bunten Shawl nachlässig umgeschlungen, sodaß er die bloßen Schultern nicht ganz verhüllte.

„Wenn Sie Trübes suchen,“ sagte sie nach einer Weile, „so gehen Sie nur gar nicht erst hinein. Trübe ist eben mit seiner Frau fortgegangen. Ich wundere mich, daß Sie ihn nicht husten hörten. Der richtige Grabeshusten

ist es, und er wird's wohl auch nicht mehr weit bis auf den Kirchhof haben, der arme Mann!"

"Es thut mir Leid, daß er bei dem kalten Wetter draußen ist," sagte Marschall.

"Arme Leute haben keine Zeit, um sich zu pflegen!" sagte das Mädchen leichtthin. „Bei ihnen heißt es, von selber gesund werden oder sterben.“

„Und wenn es nun heißt sterben, was dann, mein Kind?"

„Na dann begräbt man sie eben, das kommt ja jeden Tag vor.“

„Und wenn sie begraben sind, was dann?"

„Das weiß ich nicht," lachte das Mädchen; „und ich denke auch nicht daran, das ist das Beste, was man thun kann.“

„In der Bibel steht, daß wer an den Herrn Jesus glaubt, durch den Tod zum ewigen Leben eingeht. Wer aber nichts von Ihm wissen will, den ereilt die ewige Verdammnis.“

Das Mädchen schauerte bei diesen letzten Worten zusammen. „Sind Sie der Herr Pastor?" fragte sie dann.

„O nein, mein liebes Kind, ich bin nur ein armer alter Mann, aber ich habe einen so guten und mächtigen König, und von ihm muß ich immer sprechen, wo ich auch sei.“

„Wohnt er hier in der Nähe?"

„Er ist überall.“

Die großen Augen des Mädchens wurden immer fragender.

„Ist's noch erlaubt zu fragen, wie der König heißt?"

„Es ist der Herr Jesus Christ, der unser aller Heiland ist." Marschall sprach die Worte langsam und feierlich.

„Hat er Sie hierher geschickt?"

„Nun ich dich getroffen habe, mein liebes Kind, glaube ich, daß er mich schickt. Ich dachte, ich ging aus freien Stücken, aber er führt uns immer, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken.“

„Niemand kann zwei Herren dienen," sagte das Mädchen nachdenklich. „Das steht in dem großen Buch, aus

dem mir meine Mutter immer vorlas, als sie noch lebte. Es ist so lange her, und am besten, man denkt nicht mehr daran."

Ihre Augen standen plötzlich voll Thränen, die sie schnell mit dem bunten Shawl wegwischte, dann lief sie die breite Treppe hinauf. Marschall folgte langsamer.

"Hier wohnen Trübes," sagte sie, und deutete auf eine der vielen Thüren. "Die Kinder singen wieder, ich höre ihnen manchmal zu." Sie nickte dem alten Mann nach diesen Worten flüchtig zu und verschwand in einem Seitengang, der auf den breiten Flur mündete.

Marschall blickte ihr nach, hörte ein Weilchen dem Gesang der Kinder zu und begab sich dann langsam auf den Heimweg. Für den Boten eines großen Königs hätte ihn freilich niemand gehalten, der ihn in seinem alten abgeschabten Rock, auf seinen Stoc gebückt, sich mühsam durch das Menschengedränge hindurchwinden sah.

Seit der Geschichte von dem Wolf blieben Ella und Gertrud nicht mehr gern allein. Auch heute wurde es ihnen unheimlich, als die Eltern fort waren. Gertrud stimmte ein Lied an, und nach und nach wurden die zitternden Stimmen klarer. Sie sangen ja von ihrem besten Freund, da brauchten sie sich nicht zu fürchten.

"Sie bleiben so lange fort," sagte Gertrud endlich.

"Sie müssen jetzt gleich kommen," antwortete Ella.

"Bist du müde, Trude?"

"Nein, aber ich möchte, sie wären da, ich muß wieder an den Wolf denken. Fräulein Mühlheim sagte doch, der gute Hirte behüte seine Schafe. Er wird uns auch behüten, nicht wahr Ella?"

"Mutter hat ja die Thür zugeschlossen, da kann er gar nicht herein zu uns. Vielleicht ist er auch schon längst über alle Berge, Vater lachte, wie wir ihn gestern fragten."

"Nein, nein, da ist er noch," meinte Gertrud nun wieder ängstlich. "Ich habe ihn heute nacht bellern hören. Ach, Ella, er ist gewiß draußen auf der Treppe, hörst du nicht, wie es raschelt? Es ist so finster, ich fürchte mich, Ella."

Die beiden Schwestern schmiegeten sich eng aneinander. Dann faltete Gertrud ihre Händchen und betete laut und deutlich: „Lieber Heiland, behüte uns vor dem Wolf und mach' doch, daß er Vater und Mutter nichts thut. Und wenn er auf der Treppe draußen ist, dann jage ihn fort von unserer Thür. Amen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und die Eltern kehrten heim.

Siebentes Kapitel.

Gute Nachrichten.

Als Trübe am andern Morgen seine Arbeit abliefern wollte, fand er Marshall allein im Kontor. Kurz und nicht sehr freundlich, wie seine Art meist gegen Fremde war, drückte er dem alten Mann sein Bedauern aus, daß er den weiten Weg zu ihm umsonst gemacht habe. „Es ist auch besser, Sie versuchen es nicht wieder, denn wenn wir auch zu Hause sind, so haben wir doch keine Zeit für Besuche. Was verschaffte mir gestern die Ehre?“

„Das sollen Sie raten, Trübe.“

„Herr Stein hat mir wahrscheinlich den Dienst gekündigt.“

„Im Gegenteil, er hat Ihren Lohn um die Hälfte erhöht.“

Ein Zittern überlief Trübe bei diesen Worten.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so erschreckte,“ rief Marshall und schob ihm einen Stuhl hin. „Ich hatte mich so darauf gefreut, Sie zu überraschen.“

Trübe schwieg. Kein Gefühl des Dankes, weder gegen seinen himmlischen, noch gegen seinen irdischen Herrn, regte sich in seinem Herzen für diese Hilfe in der Not. Im Gegenteil, sein Gesicht verfinsterte sich, und er beschuldigte seinen Herrn mit harten Worten, daß er ihn

gestern ganz ungerechterweise und nur aus schlechter Laune gescholten habe.

Marshall sagte nichts auf diese Anschuldigungen.

Nach einer Weile fragte er: „Wollen wir Freunde sein, Trübe? Das war es, um was ich Sie gestern Abend schon bitten wollte.“

Halb widerstrebend ergriff Trübe die dargebotene Hand. Der Alte sah ihn freundlich an. Dann sprach er seine Verwunderung aus über den schönen alten Bau, in welchem Trübes wohnten, und Trübe erzählte, was er wußte von der Geschichte des grauen Hauses, worauf Marshall leise sagte: „Was sind die schönsten Häuser hier auf Erden doch gegen die ewigen Wohnungen, die uns der Herr im Himmel bereitet hat.“

„Der Weg dahin mag wohl noch etwas schwerer zu finden sein, als derjenige zum grauen Hause, den Sie gestern abend erst so lange vergeblich suchen mußten,“ meinte Trübe und lachte.

„O nein,“ antwortete der alte Schreiber strahlend. „Da Jesus uns gesagt hat: Ich bin der Weg, seitdem kann jeder ihn finden, der nur ernstlich will. Ach, Trübe, wie herrlich muß es sein, nach all den Sorgen hier auf Erden, beim Herrn zu sein, in den himmlischen Wohnungen, in ewiger Freud' und seligem Lichte!“

„Ja, wer da hineindürfte! Wenig genug werden's sein!“

„Nein, Trübe. Jesus sagt: Wer anklopft, dem wird aufgethan. Wenn Sie nur an die Himmelsthür klopfen und in Jesu Namen Einlaß begehren, dann thut sie sich weit und leuchtend vor Ihnen auf.“

Trübe blickte träumerisch vor sich hin. Es war ihm, als ob alte, einst wohlbekannte Töne sein Ohr berührten. Dann erhob er sich und knöpfte seinen dünnen, schäbigen Rock zu.

„Ich stand gestern ein Weilchen vor Ihrer Thür,“ meinte unverdrossen Marshall, „und lauschte dem Gesang Ihrer kleinen Mädchen.“

„Die armen kleinen Dinger haben nicht viel Freude vom Leben,“ entgegnete Trübe seufzend. „Meine Frau schickt

sie seit dem vorigen Jahr in die Sonntagschule, damit sie ein wenig Zerstreuung haben."

"Sie werden dort mehr finden, als bloße Zerstreuung. Ich möchte sie so gerne kennen lernen."

"Nun, dann kommen Sie doch einmal, wenn Sie es nicht lassen können. Aber, wie gesagt, Zeit zum Planbern haben weder meine Frau noch ich."

Marshall dankte für die Aufforderung, ohne auf die wenig freundliche Art zu achten, in welcher sie gegeben war. "Ghe ich es vergesse, Trübe, wer war wohl das junge Mädchen gestern, die vor dem Hause stand und mir den Weg wies zu Ihrer Thür?"

"Wenn sie blonde Locken hatte und einen schottischen, zerrissenen Shawl umgeschlungen, dann war es Käthe Blankenburg. An der werden Sie nicht viel Freude erleben, das kann ich Ihnen vorher sagen."

"Sie ist noch so jung; hat sie jemanden, der für sie sorgt?"

"Ich weiß es nicht," antwortete Trübe wegwerfend.

"Ich habe noch nie ein Wort mit dem leichtsinnigen Geschöpf gesprochen, und kann Ihnen nur raten, daß Sie sich da Ihre Befehlungsversuche sparen. Mit der ist es vorbei, die werden Sie auch nicht mehr ändern."

Frau Trübe machte das lange Ausbleiben ihres Mannes Sorge, und als er nun endlich kam, begrüßte sie ihn mit ängstlichem Blicke.

"Es war nur der alte Schwäker, der Marshall, der mich so lange aufhielt," beruhigte er sie. "Er fand kein Ende mit seinen Befehlungsversuchen und will auch nächster Tage zu uns kommen."

"Wozu erst das anfangen, du hättest es ihm ausreden sollen, Wilhelm."

"Er hat gestern den Gesang der Kinder gehört, der hat ihm so gut gefallen, daß er sie kennen lernen möchte."

"Das ist etwas anderes," sagte Frau Trübe, "sie singen wirklich hübsch, und wenn es dem alten Manne Freude macht, sie zu hören, dann soll er nur kommen."

Als Trübe hierauf seiner Frau erzählte, daß sein Lohn erhöht worden wäre, glitten Thränen über ihre blassen

Wangen herab, ihre Freude war so groß, daß sie nicht so gleich Worte fand.

„Besser wäre es, Herr Stein wäre schon eher auf den Gedanken gekommen,“ meinte Trübe.

„Ach, ich bin so froh, daß er überhaupt darauf gekommen ist, Wilhelm. Nun können wir den Doktor bitten um ein Mittel gegen deinen Husten, das ist das Erste, was geschehen muß.“

„Wir werden genug wissen, was mit dem Geld geschehen muß,“ seufzte Trübe, „davor ist mir nicht bange.“

Es kam ihm nicht im entferntesten in den Sinn, ein Dankgebet zum Geber aller guten Gaben emporzusenden. Die Kinder aber saßen in ihren gewohnten Ecken und flüsternten leise mit einander. Dann lehnten sie die Köpfe aneinander und schliefen, von Müdigkeit überwältigt, ein. Länger als sonst brannte die bescheidene Öllampe und dauerte das eintönige Kräzen der Feder auf dem Papier. Trübe wollte die mit dem alten Schreiber verplauderte Zeit durch doppelten Fleiß wieder einholen.

Achtes Kapitel.

Käthe Blankenburg.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Marschall seinen Vorsatz, Trübes zu besuchen, ausführen konnte. Der alte Mann hatte immer viel zu thun. Oftmals überkam ihn jetzt das Gefühl, als ob die Zeit, den Wanderstab aus der Hand zu legen, für ihn nicht mehr fern sei. Und eben dies Gefühl spornte ihn an, zu wirken, so lange es noch Tag war. Trübe hatte schon seit einigen Tagen keine Arbeit abgeliefert, und der Gedanke, er sei vielleicht erkrankt, beunruhigte den guten Alten. Auch Käthe, das leichtsinnige Kind, kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. So machte er sich trotz großer Müdigkeit an einem nebligen

Abend auf den Weg nach dem grauen Hause. Vor der Thür, gerade im grellen Licht einer Straßenlaterne, stand wieder Käthe Blankenburg. Er erkannte sie an dem bunten Shawl und an den blonden Locken, die ungeordnet ihr hübsches Gesicht umrahmten.

Sie redete ihn mit folgenden Worten an: „Heute ist Ihr Freund Trübe zu Hause, und er wird es wohl lebend nicht mehr verlassen. Es muß ihm viel schlechter gehen, die Frau saß heute auf der Treppe und weinte. Wenn man doch etwas für sie thun könnte! Gehen Sie zu ihr, sie kann einen Freund brauchen.“

Die Augen des alten Mannes ruhten liebevoll auf dem jungen Gesicht; er sagte: „Und du, Käthe, könntest du nicht vielleicht auch einen Freund brauchen? hast du nichts auf dem Herzen, was du mir anvertrauen könntest? Du siehst gar nicht glücklich aus. Du wirst dich auch erkälten bei dem Regen, du bist ja bis auf die Haut durchnäßt.“

„Ich danke Ihnen, mir fehlt nichts, und an den Regen bin ich gewöhnt.“ Trotz dieser Worte folgte sie dem Alten ins Haus und setzte sich auf die unterste Treppenstufe.

„Ich habe heute Abend gerade soviel an dich denken müssen,“ sagte Marschall, „und es war mir immer, als hörte ich die Stimme meines Königs zu mir sagen: Geh, mein alter Marschall, und suche mir dies verlorene Schäferlein, ich möchte es so gern bei meiner Herde haben.“

„Sie haben mir schon neulich von Ihrem großen König erzählt und von seinem Zorn über die Sünder,“ sagte Käthe. „Ich wollte es vergessen, aber ich konnte nicht, und ich fürchte mich so seitdem. Ich möchte nichts mehr davon hören.“

„Mein armes, liebes Kind, weißt du nicht, wie ich dir auch sagte, wie lieb der König uns hat, und wie man seinem Zorn entgehen kann?“

„O ja, das weiß ich schon, aber das ist nicht für mich gemeint.“

Beide schwiegen, aus dem Herzen des alten Mannes stieg ein kurzes, inniges Gebet: „Herr, hilf mir, daß ich

jetzt die richtigen Worte finde.“ Dann beugte er sich zu dem Mädchen herab und sagte langsam, die einzelnen Worte betonend: „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst; wenn wir aber unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt, und reiniget uns von aller Untugend. — Das ist je gewißlich wahr und ein teuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder felig zu machen. — Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Marschall hielt inne. An sein Ohr drangen die singenden Stimmen der kleinen Trübes, oft unterbrochen durch den harten Husten des Kranken. Leise, schlürfende Schritte näherten sich, und Käthe richtete sich auf und schüttelte die Locken zurück, die über ihr Gesicht gefallen waren. Ein neuer Glanz lag in ihren Augen, mit denen sie den Mann dankbar ansah.

„Nicht wahr,“ sagte dieser, und legte die Hand auf ihre Schulter, „du wirst heut nicht mehr arbeitssüchtig sein und nur auf den Straßen herumlungern, um dir von allen Menschen Grobheiten und Zärtlichkeiten abwechselnd sagen zu lassen. Dazu ist ein schönes junges Menschenkind, wie du, nicht geschaffen, sondern dazu, daß es zu Gottes Ehre und der Menschen Freude und Nutzen Gutes wirke. Versprich mir, daß du es nicht mehr willst!“

„Nein,“ antwortete Käthe fest und bestimmt. „Ich will es nie mehr thun, und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Botschaft von dem großen König gebracht haben.“

Marschall gab ihr seine Karte: „Willst du sie nicht verlieren, und zu mir kommen, wenn du einen Freund brauchst?“

„Ach, Sie sind ja mein erster und einziger Freund, und ich möchte Sie nie, nie mehr verlieren.“

Fest schlossen sich ihre Finger um die kleine Karte.

Die schlürfenden Schritte waren nun ganz nahe gekommen. Eine alte lahme Frau stieg langsam die Stufen hinab. Neugierig betrachtete sie die beiden, die da zusammen standen. Käthe nickte ihr flüchtig zu und lief dann ohne ein weiteres Wort schnell die Treppe hinauf.

Marschall folgte ihr und klopfte leise bei Trübes an. Die Alte murmelte, indem sie kopfschüttelnd weiter humpelte, vor sich hin: „Ich wüßte nicht, daß Trübes so einen alten Freund haben; es mag wohl der Doktor sein. Viel helfen wird er auch nicht mehr können; man hört ja den Husten durchs ganze Haus!“

Neuntes Kapitel.

Die alte Schreibmaschine versagt den Dienst.

Als Marschall bei Trübes eintrat, erschrak er über den Anblick, der sich ihm bot. War die zusammengesunkene Gestalt dort in dem alten Fahrstuhl wirklich Wilhelm Trübe?

Ja, er war es, aber traurig verändert in den wenigen Tagen. Die Hand, die er dem späten Gast entgegenstreckte, war heiß und zitterte. Aber er schien sich über den Besuch zu freuen und entschuldigte sich, daß seine Aufforderung neulich so wenig freundlich gewesen war.

„Wenn ich mich recht erinnere,“ entgegnete Marschall, „so habe ich mich selbst bei Ihnen zu Gast gebeten. Ich freute mich so auf den Besuch bei Ihnen, und nun thut es mir doppelt leid, daß Sie so krank sind. Wäre es nicht besser, wenn Sie sich zu Bett legten?“

„Ach ich wünschte, Sie könnten ihn davon überzeugen, wie gut das wäre, Herr Marschall,“ sagte Frau Trübe.

„Laß mich doch ruhig hier sitzen, unterbrach ihr Mann sie ungeduldig. „Es hat gar keinen Zweck, wenn ich mich lege. Ich muß dann noch viel mehr husten. Aber daß Sie mich nicht vergessen haben, Herr Marschall, das freut mich doch.“

„Ich wäre so gern eher gekommen, aber immer hatte ich irgend eine Abhaltung. Ich fürchtete schon, daß irgend etwas Ihnen zugestoßen sein müsse, weil Sie sich so lange nicht im Kontor sehen ließen.“

„Herr Stein dachte wohl, ich sei wieder betrunken?“
„Er hat es, glaube ich, gar nicht bemerkt, daß Sie so lange nicht da waren,“ antwortete der alte Schreiber.

„Das glaube ich gern. Ich hatte es mir eigentlich schon vorher denken können,“ fuhr Trübe fort. Seine Augen leuchteten unnatürlich, und seine Wangen glühten im Fieber. „Sie kennen doch die alte Schreibmaschine im Kontor, Marschall? fragte er leidenschaftlich erregt. „Und ob ich sie kenne! Sie ist ja besser als all die teuren, die erst kürzlich erfunden wurden.“

„Und wenn sie nun versagt und entzwei ist, wie öfters in der letzten Zeit, was geschieht dann damit?“

„Dann wird sie repariert,“ lautete die Antwort.

„Wenn es sich aber einmal nicht mehr lohnen wird, sie zu reparieren?“

„Dann werden wir sie austrangieren, und doch eine von den neuen anschaffen müssen,“ sagte Marschall kopfschüttelnd, denn er war sich immer noch nicht klar, wo Trübe hinaus wollte.

„Da haben wir's ja,“ rief dieser heftig. „So lange die Schreibmaschine ihren Dienst thut, so lange wird sie behalten. Wenn sie aber ausgedient hat und die Reparatur sich nicht mehr verlohnt, dann fort damit! Sehen Sie mich nur nicht so erstaunt an, alter Freund. Ich weiß ganz gut, was ich sage. Wir sind beide Schreibmaschinen, Sie sind alt und ich bin krank, und ausgeschrieben werden wir beide bald sein. Und was dann kommt, mit mir wenigstens, das können Sie sich wohl denken.“

„Spricht er immer so im Fieber?“ fragte Marschall, während der Kranke erschöpft inne hielt.

„Er ist meist jetzt des Abends so,“ antwortete Frau Trübe, „und manchmal ist es noch viel schlimmer wie heute. Es kommt wohl daher, daß er nie mehr ordentlich schlafen kann.“

„War der Arzt bei ihm?“

Die arme Frau schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Wer spricht vom Doktor?“ fuhr Trübe auf. „Ich mag keinen Doktor haben, sie lügen alle und helfen doch nicht. Ich werde schon von selber wieder gesund werden,

und wenn es noch ein paar Tage dauern sollte, werden Sie dann Herrn Stein bitten, daß er auf mich wartet und mich nicht fortschickt?"

„Ich verspreche es Ihnen,“ antwortete Marschall. „Aber wenn Sie keinen Arzt befragen, dann wird es sehr lange dauern.“

„Und wenn mir nun kein Arzt mehr helfen kann?“ Trübe sprach es mit leiser, zitternder Stimme und sah den Alten ängstlich an.

„Das wollen wir nicht hoffen, um dieser willen,“ antwortete Marschall und deutete auf die schluchzende Frau, an welche sich die Kinder schmiegeten.

„Aber wenn Sie diese Sorge nicht hätten, Trübe, wäre es da nicht herrlich abzuschneiden aus diesem Thränenthal, um auf ewig beim Herrn zu sein?“

„Für Sie ja,“ sagte der kranke Mann mit einem tiefen Seufzer, aber für mich nicht. Ich kann mir den Tod nicht wünschen, ich kann es nicht.“

„Ich glaube es Ihnen, Trübe. Bei mir ist das auch etwas ganz anderes. Ich bin ein alter müder Mann und habe weder Frau noch Kind, die ich hier lassen müßte. Da ist das Scheiden leicht für mich. Aber ich bin traurig, Trübe, daß es Ihnen so schlecht geht. Was gäbe ich darum, wenn ich Ihnen helfen könnte?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Trübe. „Sie sind ja so gut zu mir, und das thut wohl. Glauben Sie, daß Herr Stein wußte, wie elend ich schon war, als er meinen Lohn erhöhte?“

„Nein. Warum?“

„Ach, ich dachte, er hätte es vielleicht gethan, weil er wußte, daß es nicht für lange sein würde.“

„So dürfen sie nicht sprechen, Trübe,“ entgegnete Marschall bestimmt. „Herr Stein ist kein unbarmherziger Mann, und Sie haben kein Recht, das zu glauben.“

„Ich will ja nicht ungerecht sein,“ sagte Trübe mit mattem Augenaufschlag. „Gesund sein und arbeiten können, das ist das Einzige, was ich gern will.“

„Darf ich Ihnen einen Doktor schicken?“ fragte Mar-

schall nach einer Weile leiser Unterhaltung zwischen den beiden Männern.

„Meinetwegen, aber bezahlen kann ich ihn nicht, soviel ist sicher.“

„Darüber machen Sie sich keinen Kummer. Es ist ein alter Freund von mir, der Sie nicht drängen wird mit der Bezahlung.“

„Was würde wohl Herr Stein dazu sagen, wenn ich wieder gesund würde?“

„Er würde sich darüber freuen.“

„Hat er Ihnen das gesagt?“

„Warum dies Mißtrauen, Trübe? Es macht Sie nur noch unglücklicher und ist ganz ohne Grund. Herr Franz ist noch sehr jung und lebenslustig, und der Versuchungen sind so viele. Aber er hat ein warmes, weiches Herz, und ich weiß es bestimmt, daß mein Heiland ihn finden und ein Gotteskind aus ihm machen wird.“

„Woher wissen Sie denn das so bestimmt, wenn man fragen darf?“

„Der Herr Jesus sagt: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Ich habe für meinen Franz gebetet, so lange er lebt, daß der Herr ihn den schmalen Pfad finden läßt.“

„Diesmal scheint es mir aber, als ließe er Sie ein bißchen lange auf die Erhörung warten,“ sagte Trübe mit beißendem Spott. „Herr Franz ein Gotteskind! O Marschall, wie leichtgläubig Sie sind!“

„Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken,“ entgegnete dieser mit Ernst, „aber sie sind so heilig und hoch und führen alles zum herrlichsten Ziel, das weiß ich, und daran halte ich mich.“

„Werden Sie auch für mich beten?“ flüsterte nach einer Weile der Kranke mit schwacher Stimme.

„Ich habe es schon gethan und werde es weiter thun, ganz gewiß, Trübe.“

„Beten Sie, daß ich wieder gesund werde.“

„Ich werde beten, daß der Herr es so schickt, wie es für Sie am besten ist.“

„Du darfst nicht mehr sprechen, Wilhelm,“ sagte jetzt Frau Trübe. „Entschuldigen Sie, Herr Marschall, daß

ich Sie unterbreche, aber er muß dann wieder viel mehr husten.“

„Selbstverständlich,“ antwortete der Alte und erhob sich, „ich war schon zu lange hier. Nur die Kinder möchte ich noch begrüßen, ich hörte sie vorhin singen.“

„Ihr Vater liebt es, wenn sie singen; es ist das Einzige, was ihn beruhigt und manchmal einschläfert.“

Es dauerte nicht lange, so waren die Kinder die besten Freunde des alten Mannes. Ella saß neben ihm und lehnte ihren Kopf an seinen Arm. Gertrud hatte es sich sogar auf seinem Schoß bequem gemacht und hatte wie immer sehr viel zu erzählen. Trübe war eingenickt, und seine Frau hatte ihre Arbeit zur Hand genommen. So hörte man nichts wie das leise Flüstern des Kleeblattes auf der Ofenbank.

Gertrud erzählte ihrem neuen Freunde mit glänzenden Augen von einem wunderschönen Buche, aus welchem ihnen das letzte Mal in der Sonntagschule vorgelesen worden war. „Das Buch kenne ich,“ sagte Marschall nach einer Weile aufmerksamen Zuhörens. „Ich habe es zu Hause, und wenn ich das nächste Mal wiederkomme, dann will ich es dir mitbringen, Gertrud; es sind auch viele Bilder drin.“

Gertrud hätte bei diesen Worten beinahe laut gejubelt vor Freude, aber sie drückte noch rechtzeitig die Händchen auf die Lippen und warf einen besorgten Blick nach dem Vater hin. Dann sagte sie leise, indem sie die Arme um des alten Mannes Hals schlang: „Ach, ich freue mich, dann liest Ella und wir sehen uns die schönen Bilder an. Ich kann noch nicht lesen, ich bin noch zu klein, sagt Ella immer.“

„Ella muß aber auch etwas haben, wenn ich dir das Buch schenke, was soll ich dir mitbringen, Ella?“

Nachdenklich sah die Kleine in die erlöschenden Flammen: „O, ich weiß schon was,“ sagte sie dann leise, „neue Stiefel für Vater möchte ich haben! Mutter sagt, wenn Vater nicht so oft nasse Füße gehabt hätte, weil seine Schuhe Löcher haben, dann wäre er nicht krank geworden.“

Vertrauensvoll blickten die großen blauen Kinderaugen den alten Marschall an. Dieser bückte sich und küßte das süße Gesicht. „Du sollst die Stiefel haben,“ sagte er dann, „und noch etwas dazu, weil du so treulich für deinen Vater sorgst. Belegst du auch für ihn?“

„Wir beten alle beide jeden Tag für ihn,“ antwortete Ella.

„Soll ich dir sagen, wie wir beten?“ flüsterte Gertrud, und als Marschall zustimmend nickte, faltete sie ihre kleinen Hände, kniete nieder und sprach ernst und andächtig ihr kleines Abendgebet: „Lieber Heiland, wir bitten Dich, behüte Vater und Mutter, mache Vater wieder gesund und jage den Wolf weg. Amen.“

Der alte Mann wunderte sich im stillen über den merkwürdigen Schluß des Gebets. Doch es blieb keine Zeit mehr, um zu fragen, denn Trübe erwachte soeben mit einem argen Hustenanschall. Marschall eilte fortzukommen, um ihn nicht noch einmal zum Sprechen zu veranlassen, und drückte ihm nur schweigend die Hand. Die schwachen Finger des Kranken klammerten sich um die treue Hand, und er sagte mit schwacher Stimme: „Nicht wahr, Sie werden wiederkommen?“

„So Gott will, ja.“ Noch ein freundlicher Gruß, und die Thür schloß sich hinter dem guten Alten, um sich nie wieder für ihn zu öffnen. Der Wind heulte und rüttelte an der morschen Thür des grauen Hauses, als Marschall über die Schwelle trat. Gertrud meinte, es sei der Wolf, und wirklich klang es fast wie das Bellen eines ganzen Rudels dieser schrecklichen Raubtiere. Der Sturm war zum Orkan geworden.

Zehntes Kapitel.

Das wundervolle Buch.

Über eine Woche war seit jenem Abend vergangen, und weder der alte Marschall, noch der von ihm verheißene Arzt ließen sich bei Trübes sehen. Mit dem Kranken blieb es beim alten. Er war nicht dazu zu bewegen, sich zu Bett zu legen, sondern saß Tag und Nacht auf dem alten Lehnstuhl am Feuer, ein wenig gebeugter noch und blässer, als vor acht Tagen, aber das wollte er nicht Wort haben. Er hoffte bestimmter denn je, bald wieder arbeiten zu können. „Marschall muß krank sein,“ sagte er eines Morgens, „er muß bestimmt krank sein, Marie. Er ist nicht so einer, der fromme Reden macht und dann einen Freund in der Not verläßt. Wenn er kommen könnte, so wäre er längst hier.“

Die Kinder bestärkten sich gegenseitig in dem Glauben, daß der Wolf den armen alten Herrn gefressen habe. Frau Marias blaßes Gesicht aber trug einen bitteren Ausdruck, als sie kurz sagte: „Er ist eben nicht anders, wie die andern alle, ich dachte es mir ja gleich; wenigstens hätte er uns den Arzt schicken können.“

„Wer weiß, ob der mir hätte helfen können,“ lautete die matte Erwiderung des Kranken. „Arme Frau, da sitzt du nun von früh bis spät und nährst, um nur das Nötigste zu verdienen, und ich bin so schwach, kann nur zusehen und dir nichts, rein gar nichts helfen.“

„Ach, sag das nicht, Wilhelm,“ schluchzte Frau Marie, „es bricht mir das Herz, wenn du so traurig bist, und ich habe doch keine Zeit zum Weinen.“

Ihre Augen waren schon so entzündet von den vielen Thränen, daß sie oft nur mit der größten Anstrengung die feinen Säume und Stickerien bewältigen konnte.

„Weine nicht, mein gutes Weib,“ sagte Wilhelm beruhigend. „Ich werde bald gesund sein — so Gott will — wie der Alte sagte.“

Marie versuchte zu lächeln, und um auf andere Ge-

danke zu kommen, fragte sie die Kinder nach dem Buch, welches Marschall ihnen versprochen hatte.

„Pilgerreise“ heißt es,“ sagte Gertrud.

„Was steht denn alles darin?“ wollte der Vater wissen.

„Wir haben noch nicht viel gelesen,“ rief Gertrud lebhaft, „aber wunderschön ist es, Vater, das kann ich dir sagen. Ein ganz armer Kesselslicker hat es geschrieben.“

„Ach, Trübe, was du wieder erzählst,“ rief Ella.

„Ja, ja, ein armer Kesselslicker. Du hast nicht aufgepaßt, Ella, wenn du es nicht weißt; Fräulein Mühlheim hat es gesagt.“

„Darauf kommt es ja weiter nicht an,“ sagte der Vater, „die Hauptsache ist, was darin steht.“

„Es war ein Mann,“ erzählte Gertrud, „der wollte gern wissen, wie er in den Himmel kommen könne. Aber niemand von allen, die er fragte, wußte es, denn niemand von allen kannte den lieben Heiland. Endlich konnte er's nicht mehr aushalten, und lief fort, um den Himmel zu suchen. Aber seine Frau und seine Kinder weinten so sehr und riefen ihm nach, er möchte doch bloß wiederkommen und bei ihnen bleiben. Aber der Mann hielt sich die Ohren zu und rannte immer schneller, bis er nichts mehr hören konnte.“

„Ein einfaches Mittel,“ schaltete Frau Trübe ein. „Wenn man nichts mehr von der Not der Seinen hören will, dann hält man sich einfach die Ohren zu.“

„Nein, Mutter, der Mann war so gut,“ rief Ella, „er wußte es ganz genau, daß seine Frau und seine Kinder ihm nachkommen würden. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kamen sie. Erst hatten sie gar keine Lust dazu, aber es ließ ihnen keine Ruhe, es war ihnen, als ob der Vater sie rief.“

„So ein schönes Bild ist vorn in dem Buch, Vater,“ sagte jetzt Gertrud wieder. „Da steigt der Mann, Christ heißt er, einen steilen Berg hinan, aber er hat ein so großes Paket auf den Schultern zu tragen, daß er ganz krumm gehen muß.“

„Ja, ja,“ seufzte Trübe, „mancher hat so schwere Lasten zu tragen, daß er darunter zusammenbricht.“

„Mutter hat oft so ein großes Paket, wenn sie ihre Arbeit wegträgt, aber ich glaube, das von dem Mann war anders,“ meinte Gertrud.

„Das waren die Sorgen, mein Kind, unter denen der Mensch sein Lebenlang seufzt.“

„Nein, nein, Mutter, die Sorgen nicht, sicher nicht!“ rief jetzt Ella, „die brauchen wir nicht selbst zu tragen, die sollen wir nur auf den Herrn Jesus werfen, das hat er selbst gesagt. Die Sünden sind es, Mutter, ich weiß es ganz bestimmt, ich hatte es vorhin nur vergessen.“

„Hatte der arme Mann so viele Sünden, meine Ella?“

„Ich weiß nicht, Mutter, wir sind ja alle Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen; diesen Spruch haben wir für Sonntag zu lernen. Ob der Mann soviel mehr Sünden hatte, wie wir, Vater?“

„Jedenfalls werden es mehr, je mehr man darüber nachdenkt, mein Kind. Schließlich sind es so viele, daß man sie gar nicht heben kann.“

„Dann braucht man sie nur, wie der Mann, unters Kreuz zu legen,“ rief jetzt Gertrud, die nicht gern lange still war. „Aber dahin kommt der Christ erst später. Jetzt begegnet er einem Mann, der zeigt ihm ein großes, weites Thor, und der Weg dahin ist sehr schön, mit Blumen und weichem Rasen, aber hinter dem Thor ist die Hölle.“

„Dann kommt noch ein Thor, Vater,“ sagte Ella dazwischen, „das ist von Gold und glänzt wie die Sonne, und wie der Mann da angekommen war, da war er zu Hause, denn es war das Thor zum Paradies.“

„Aber Ella, was du alles vergißt, das kommt ja erst zu allerlezt,“ rief Trudchen ärgerlich. „Jetzt fällt der Mann erst in einen Graben.“

„In den Abgrund der Verzweiflung,“ ergänzte Ella.

„O, den kenne ich gut, Kinder,“ seufzte der Vater. „Beinahe wäre ich heute Abend wieder hineingestürzt, nicht wahr, Marie?“

Die Kinder machten verwunderte Augen, sie verstanden nicht, was der Vater meinte.

Frau Marie erhob sich jetzt und sagte: „Morgen

könnt Ihr dem Vater weiter erzählen, heut ist er müde. Singt eins von euern Liedern, vielleicht schläft er ein dabei. Ich gehe jetzt fort, um meine Arbeit abzuliefern.“ Müde lächelnd nickte sie ihrem Mann zu und verließ das Zimmer. Die arme Frau war vor Schwäche jetzt oft einer Ohnmacht nahe. Von früh bis spät mußte sie nähen und hatte dabei seit zwei Tagen nichts zu sich genommen, wie trockenes Brot und etwas Milch.

Trübe lehnte sich mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurück und lauschte dem Gesang der Kinder. Sie sangen ein Lied, welches er noch nicht kannte, und das ihm besonders gut gefiel:

„Mir ist, als wenn ich heute
Der Heimat näher wär',
Ich seh' von ferne leuchten
Schon das krystallne Meer.

Und um den Thron des Lammes
Die Sel'gen allzumal,
Sie tragen goldne Kronen
Und Palmen ohne Zahl.

O Heimat, sel'ge Heimat,
Ich bin dir nicht mehr fern,
Ich hör' des Heilands Rufem,
Die Stimme meines Herrn.

Die durchgegrab'nen Hände
Oeffnen des Himmels Thür,
Nach einem sel'gen Ende
Nimm mich mein Gott zu dir.“

„Die selige Heimat,“ flüsterte Trübe. „Marschall hat mir viel davon erzählt und von dem Heiland, der uns dort die Wohnung bereitet hat. Man braucht nur zu klopfen, so sagte er, dann darf man hinein. Aber ein hochzeitlich Kleid muß man haben, und ich weiß nicht, wie ich mir das kaufen soll. Ich möchte ihn danach fragen; wenn er doch käme! Ich muß heute immerfort an den guten Alten denken.“

Elftes Kapitel.

Dunkle Tage.

Als Frau Trübe von ihrem Ausgang heimkehrte, teilte sie ihrem Mann mit, daß am nächsten Morgen ein Arzt kommen werde.

„Woher weißt du das?“ fragte Trübe erstaunt. „Bist du Herrn Marschall begegnet?“

„Es ist der Hausarzt von Brauns. Frau Braun will ihn benachrichtigen und herschicken.“

„Woher weiß sie, daß ich krank bin?“

„Sie war ärgerlich, daß ich die Arbeit so unpünktlich brachte, und wie ich ihr sagte, du seist krank, da wollte sie mich ganz entlassen, weil sie fürchtet, ich könnte ihr die Krankheit ins Haus bringen. Endlich nach vielem Bitten hat sie mir versprochen, einen Doktor zu schicken, der entscheiden soll, ob Ansteckungsgefahr da ist. Aus Barmherzigkeit schickt sie ihn uns nicht, nur aus Furcht,“ und Frau Marie zuckte verächtlich die Schultern. „Aber das ist ja Nebensache. Ich bin froh, daß er kommt, und ich hoffe, er wird dir helfen.“

„Ich traue den Ärzten nicht viel zu,“ sagte Trübe, „und lieber hätte ich auf den alten Freund Marschall gewartet.“

„Da hätten wir umsonst gewartet,“ entgegnete seine Frau mit zitternder Stimme. „Wir werden Marschall nie in diesem Leben wiedersehen, Wilhelm.“

„Warum, Marie?“ Trübe richtete sich auf und sah seine Frau ängstlich forschend an.

„Ich wollte auf dem Rückweg ins Kontor. Es war geschlossen, aber ich erkundigte mich bei der alten Haushälterin nach Herrn Marschall.“

„Und was sagte sie?“

„O, Wilhelm, es wäre besser, du hättest mich nicht gefragt. Besinnst du dich darauf, wie es regnete und stürmte an dem Abend, wo Marschall bei uns war? Da ist der arme alte Mann auf dem Nachhauseweg verunglückt.“

Fremde Menschen haben ihn ins Krankenhaus gebracht, und da lag er nun bewußtlos, mit sehr schlimmen Verletzungen an Kopf und Rücken. Niemand wußte, wer er sei, denn in seinen Taschen hatte man nichts gefunden, als eine alte Bibel. Endlich fand ihn Herr Stein, der seinetwegen große Angst ausgestanden hatte, und nun bei ihm ist und ihn pflegt. Aber Marschall merkt gar nichts davon. Er ist immer noch bewußtlos und spricht in den Fieberphantasien mit Gott und betet um ein seliges Ende. Gestern war er schon sehr schwach, und heute früh ging es ihm so schlecht, daß jetzt wohl schon alles vorüber sein wird.“ Marie schwieg und Trübe vergrub sein Gesicht in beide Hände und weinte.

„Olla,“ flüsterte Gertrud, „es war gewiß der Wolf.“

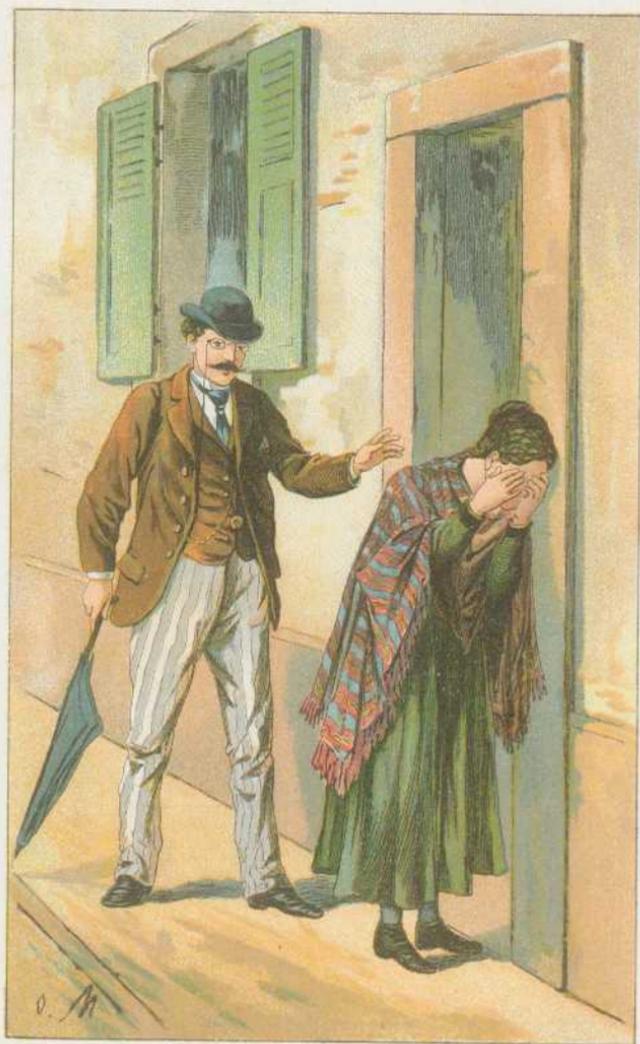
„Der arme gute Alte,“ fuhr die Mutter fort und legte ihre Hand sanft auf diejenige ihres Mannes. „Ich wußte, daß es dir nahe gehen würde, Wilhelm; es ist auch traurig, einen Freund gefunden zu haben, nur um ihn gleich wieder zu verlieren. Es war so gut von ihm, uns zu besuchen, und ich wünschte, ich hätte ihn freundlicher willkommen geheiß.“

„Es ist meine eigene Schuld, daß er nicht eher kam,“ antwortete Trübe; „aber wir dürfen nicht weinen. Er hat es sich so gewünscht, zu seinem Heiland zu gehen. Er sprach noch neulich davon, aber er dachte nicht, daß es sobald sein würde: Abscheiden, um beim Herrn zu sein. Wie wird es aber denen ergehen, die ohne ihren Heiland sterben? Sieh, mich nicht so verwundert an, liebes Weib; ich weiß, was ich sage, und wünschte nur, ich hätte schon eher daran gedacht!“

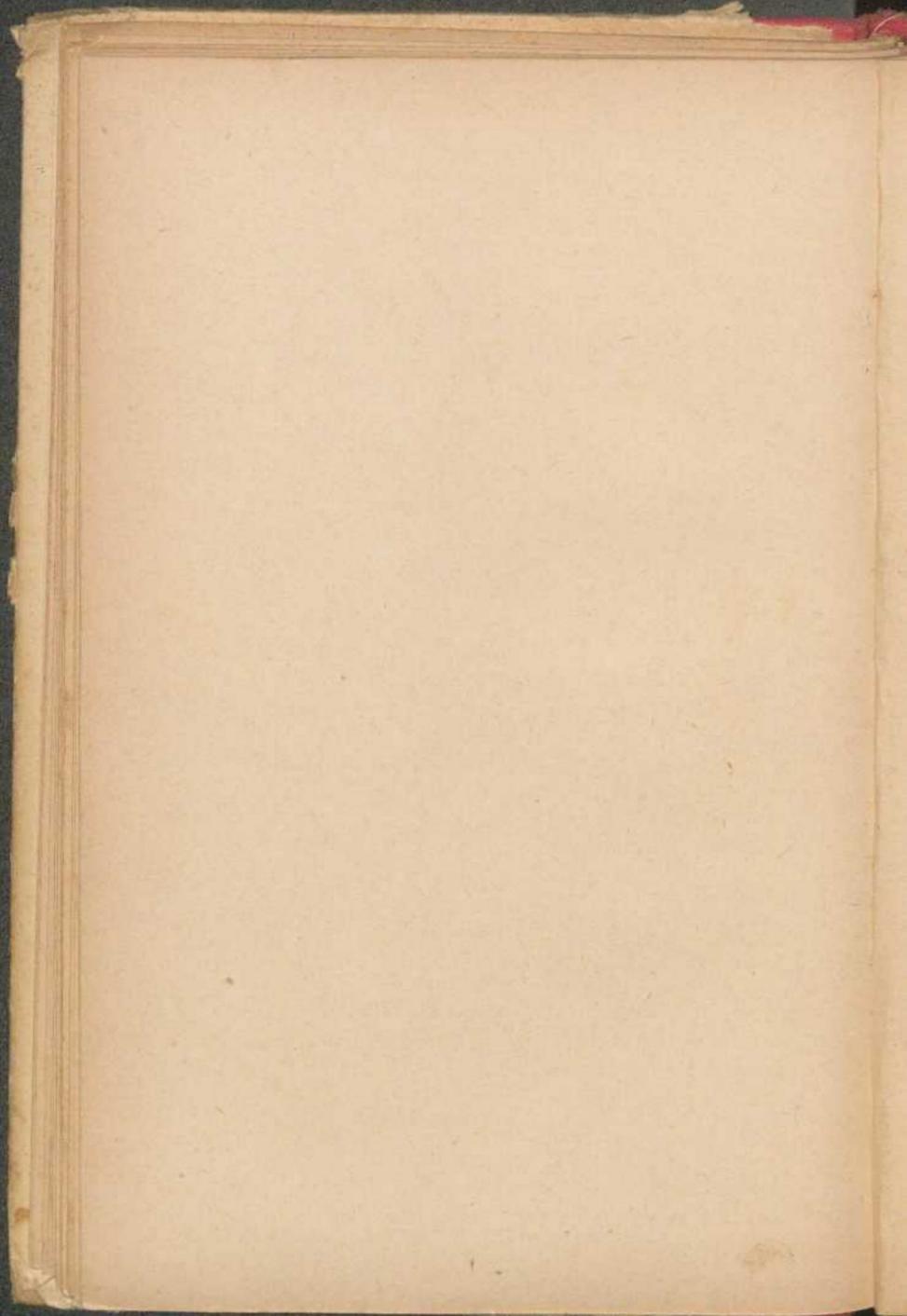
„Was hilft es, sich jetzt zu grämen und schwere Gedanken zu machen,“ bemerkte Frau Trübe. „Wir können es doch nicht mehr ändern, und wenn unser alter Freund sich das Sterben wünschte, dann dürfen wir uns ja nur für ihn freuen.“

„Auf ewig beim Herrn,“ wiederholte Wilhelm leise. „Wie seine Augen strahlten, wenn er mir davon erzählte! Singt ein Lied vom Paradies, Kinder.“

„Ich kann nicht singen, Vater,“ schluchzte die kleine Trude.



Klein Gertrud.
Seite 44.



„Mein Liebling,“ sagte die Mutter, indem sie das Kind an sich zog, „wir sind heute alle zu betrübt, um singen zu können.“ Nachdem sie die Kinder ausgezogen und zu Bett gebracht halte, blieb sie zum erstenmal an ihrem Bett stehen, während sie ihr Abendgebet sprachen.

Die beiden kleinen Mädchen zitterten wie Espenlaub. Frau Marie glaubte, sie frören, und breitete ihr eigenes Schultertuch noch über die Decke. Sie ahnte nicht, daß es die Angst vor dem Wolf war, die ihre Kinder so entsetzlich quälte.

„Schläfst du, Trude?“ fragte Ella nach einem Weilschen.

„Nein, ich kann nicht schlafen,“ antwortete das Schwesterchen.

„Ich auch nicht, Trude, ich muß immerfort an die Wölfe denken. Aber ich glaube nicht, daß sie es waren, denn sie hätten Herrn Marschall doch aufgefressen.“

„Daran hab ich noch gar nicht gedacht,“ sagte Gertrud; „aber weißt du nicht mehr, wie sie heulten und krachten an dem Abend?“

„Vielleicht war's der Wind,“ antwortete Ella. „Heute ist es ebenso; hörst du, wie er an der Thüre rüttelt?“

Aber Gertrud wollte ihn nicht hören. Sie versteckte ihr Gesicht in die Kissen und war bald darauf fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen kam Doktor Weisshaupt. Er war ein gutherziger und freundlicher Mann, aber ohne viel Verständniß für die Lage der Armen. Er verordnete dem Kranken kräftige Kost, ohne sich klar zu machen, daß Geld nötig sei, um sie zu beschaffen.

„Es ist doch nichts Aufsteckendes?“ fragte Trübe.

„Nicht im geringsten, und ich werde das sogleich Frau Braun mitteilen. Sie haben doch schon früher einmal einen Arzt zu Rate gezogen?“

„Nein. Was hätte er auch helfen können?“ seufzte Trübe.

„Nicht viel,“ antwortete der Doktor, „aber er hätte Ihnen schon eher kräftiges Essen verordnet. Im übrigen werde ich Ihnen ein Rezept aufschreiben gegen den Husten,

und ich hoffe, Sie werden Erleichterung davon haben.“ Er reichte dem Kranken zum Abschied die Hand und verließ das Zimmer.

Frau Triibe folgte ihm: „Ist es sehr schlimm, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Er ist sehr krank,“ lautete die Antwort. „Doch dies muß sich schon lange vorbereitet haben.“

„Ach ja, er hustet schon lange, aber er hat immer noch gearbeitet, bis vor anderthalb Wochen. Dann ging's nicht mehr. Er war sehr schwach, daß er die Feder kaum noch fassen konnte, und mir scheint, es wird immer schlimmer statt besser.“

„Sie müssen vor allen Dingen, wie ich schon vorhin sagte, versuchen, die Kräfte zu heben,“ riet Doktor Weißhaupt. „Möglichst viel Bouillon und Wein und alles, worauf er Appetit hat, muß er haben. Vergessen Sie das ja nicht.“

„Ich werde es nicht vergessen, Herr Doktor,“ sagte die arme Frau. Sie hätte so gern noch etwas hinzugefügt, aber ach, es ist so schwer zu betteln, und während sie noch zögerte, war der Doktor in seinen Wagen gestiegen und fortgefahren. Als sie die wenigen Stufen bis zu ihrem Zimmer hinaufstieg, hatte sie das Gesicht mit der Schürze verhüllt und weinte herzbrechend. So bemerkte sie nicht das junge Mädchen mit den blonden Locken, welches selbst ausfab, als ob es viel geweint hatte, und, an das Treppengeländer gelehnt, sie mitleidig ansah.

Doktor Weißhaupt berichtete Frau Braun, daß auch nicht die geringste Ansteckungsgefahr vorläge. „Der arme Mann hat die galoppierende Schwindsucht, und es kann jeden Augenblick mit ihm zu Ende sein.“

„Sind die Leute sehr arm?“ fragte Frau Braun. „Sie will immer ihre Arbeit im voraus bezahlt haben, aber diese Arbeiterinnen thun das so oft aus reiner Unbescheidenheit.“

„Sie scheinen jedenfalls keine Not zu leiden,“ berichtete der Doktor. „Das Zimmer ist ja ziemlich leer, aber groß, mit alter Holztäfelung und einem schönen Kamin.“

Die Frau war auch so ordentlich gekleidet, und alles sah nett und sauber aus.“

„Und der Mann ist wirklich dem Tode nahe?“

„Ganz gewiß, Frau Braun, es kann sich nur noch um Tage handeln.“

„Dann möchte ich der Frau doch lieber keine Arbeit mehr geben, bis alles vorüber ist,“ sagte Frau Marias Brotherrin. „Die Arme wird so wie so nicht viel zum nähern kommen bei der schweren Pflege, und die feinen Sachen könnten leiden in dem Krankenzimmer.“

„Sprechen Sie lieber nicht mit ihr über das Ende ihres Mannes,“ riet der Doktor.

„Die arme Frau hofft immer noch auf Besserung, und der schwere Schlag wird früh genug für sie kommen.“

Zwölftes Kapitel.

Seliger Heimgang.

Wochen vergingen, und Peter Marschall lebte immer noch. Die Ärzte hatten die Erlaubnis zu seiner Überführung aus dem Krankenhaus in seine eigene Wohnung gegeben, und da lag er nun, treulich gepflegt von seinem Herrn und einer alten Dienerin. Den Kranken und den Schwestern im Hospital wurde der Abschied von ihm schwer. Er hatte nur wenig Schmerzen, aber er wurde von Tag zu Tag schwächer. Der Herr hatte seiner Liebeshätigkeit auf Erden ein Ziel gesetzt, und so lag er ganz still und geduldig und wartete auf die Stimme seines Heilandes. Stein verbrachte den größten Teil des Tages in dem stillen Krankenzimmer, wo er aus Liebe zu seinem alten Freunde beten lernte. Er vermochte freilich nicht viel darüber zu sprechen, trotzdem schien es, als ob der Alte trotz seiner Bewußtlosigkeit etwas von dieser seligen Wandlung ahne. Ein verklärter Ausdruck lag oft auf den

eingefallenen Zügen, wenn sein Junge ihm aus der alten Bibel vorlas, die sein steter Begleiter auf seiner Lebensreise gewesen war.

Eines Abends, als Herr Stein von einem kurzen Spaziergang heimkehrte, stand an der Hausthür ein junges Mädchen bitterlich weinend. Es war Käthe Blankenburg. Sie hatte soeben erst durch die Haushälterin von dem Unfall ihres alten einzigen Freundes gehört, und hielt die Karte, die er ihr gegeben, in der Hand. Auf seine freundliche Anrede und Nachfrage erzählte Käthe Herrn Stein, wie sie ihr Elternhaus verlassen hätte, weil ihr das einfache Leben bei fleißiger Arbeit nicht gefallen hätte, wie sie erst einen Dienst in der Stadt suchte und wie sie dann ins Glend geriet und immer nur auf der Straße herumlungerte und Geldgeschenke annahm. Heute Abend hatte sie aber nicht aus eigennützigen Gründen ihren Freund aufgesucht. So sehr sie sich nach ihm gesehnt hatte, so hätte sie das doch nicht gethan aus Bescheidenheit. Sie kam Trübes wegen, dem es immer schlechter ging, und der, wie sie glaubte, den guten Alten sehnsüchtig erwartete.

„Theilen Sie es Trübe mit,“ sagte Stein, „daß unser lieber Marschall schwer darniederliegt und ihn wohl nie mehr wird besuchen können.“ Seine Stimme zitterte bei diesen Worten. „Sobald ich Zeit habe, komme ich selbst, um mich zu überzeugen, wie es bei Trübes geht,“ fügte er hinzu.

„Ich kann ihm das nicht ansrichten, Herr,“ erwiderte Käthe. „Ich habe noch nie im Leben mit Wilhelm Trübe gesprochen. Aber kommen Sie bald, Herr, sonst finden Sie ihn nicht mehr, er ist zum Sterben krank.“

„Sobald ich es möglich machen kann, komme ich,“ lautete die Antwort, und Stein notierte sich die Adresse des grauen Hauses. Käthe hatte ihre Hände fest in einander gefesselt, und ihre Augen begegneten denen des Herrn Stein mit dem Ausdruck eines scheuen Mehes.

„Nun, was noch?“ fragte dieser freundlich.

„Darf ich zu ihm?“ Käthe rief es schluchzend und griff nach Herrn Steins Hand. „Ach, lieber Herr, lassen Sie mich meinen lieben Freund noch ein einziges Mal

sehen. Ich möchte ihm danken und ihm sagen, daß ich es jetzt weiß: Jesus nimmt die Sünder an. Mich hat er auch angenommen. Er wollte beten, bis der Heiland mich fände, und nun hat Er mich gefunden, und das möchte ich ihm sagen, es wird ihn freuen.“

„Mein liebes Kind,“ sagte Herr Stein beruhigend, „ich kann Sie nicht zu ihm führen, denn er würde Sie nicht erkennen, er erkennt niemanden. Aber wenn er erst droben ist in dem himmlischen Jerusalem, dann wird er mit den Engeln lobsingen und sich freuen über jeden Sünder, der Buße thut, und so auch über Sie.“

Die beiden waren während ihrer Unterredung ins Haus getreten und hatten eine stumme Zuhörerin an der alten Portiersfrau gehabt. Als Herr Franz jetzt die Thür öffnete, um Rätze hinauszulassen, sah er, daß es angefangen hatte, stark zu regnen, und riet ihr, die Pferdebahn auf dem Rückweg zu benutzen.

„Ja, wenn ich dazu genug Geld hätte, wäre ich froh,“ antwortete Rätze, noch unter Thränen lächelnd. Stein entnahm seiner Börse ein größeres Geldstück und reichte es ihr. Rätze erröthete und senkte die Augen.

„Mein Herr, ich wollte nicht betteln, aber wenn Sie jetzt gerade das Geld entbehren könnten, dann würde ich es doch sehr gern behalten.“

„Ich schenke es Ihnen um feinetwillen.“

„Um feinetwillen,“ wiederholte Rätze leise. „Ich will es nicht für mich, Herr; ich verdiene mir jetzt mein Brot durch ehrliche Arbeit. Es ist oft knapp, aber ich brauche mich meines Verdienstes nicht mehr zu schämen. Aber heute brauchte ich gerade so nötig Geld, und nun ist's auf einmal da. Gute Nacht, Herr, und Gott vergelt's.“

Die alte Portiersfrau sah dem Mädchen kopfschüttelnd nach, wie es eiligen Schrittes sich entfernte, und schloß dann die Thür.

„Daß die nicht nach Hause fährt, gnädiger Herr, dafür stehe ich Ihnen,“ brummte sie vor sich hin. „Ich möchte wissen, was sie mit dem Geld anfangen wird. Sie sieht nicht aus, wie eine von der besten Sorte.“

„Sie freute sich so über das Geld.“

„Das glaube ich. Sie wird schon wissen, wo sie es lassen soll. Man sollte ihr lieber ein anständiges Tuch schenken, statt des roten Lumpens, den sie um die Schultern hängen hat, doch würde sie's wohl in der nächsten Trödelbude wieder verkaufen, um ein paar Pfennige in der Hand zu haben.“

„Ich halte das Mädchen gar nicht für so verdorben und schlecht, Sie müssen nicht immer das Schlimmste von den Menschen denken, Frau Schulz.“ Herr Stein öffnete bei diesen Worten die Thür des Krankenzimmers und ging leise hinein.

Frau Schulz schalt noch eine Weile vor sich hin, ehe sie sich beruhigte. Es war recht gut, daß sie nicht sah, wie Käthe ihr Geld anwandte; sie hätte sie sonst zum mindesten für ein arges Ledermäulchen gehalten. Nachdem Käthe erst einige praktische Einkäufe von Kaffee, Zucker und Reis gemacht hatte, betrat sie ein Delicateßengeschäft und verlangte zwei schöne Weintrauben. Der Herr des Ladens sah sie mißtrauisch an und gab ihr die Trauben erst, als er das Geld dafür in der Hand hielt. „Weintrauben sind um diese Zeit sehr teuer,“ sagte er.

„Das macht nichts,“ entgegnete Käthe mit strahlendem Lächeln, „sie sind ja so schön.“ Bewundernd hielt sie die Trauben in die Höhe.

„Das arme Ding,“ sagte die Frau des Kaufmanns, als Käthe den Laden verlassen hatte. „Sie sah so blaß und hungrig aus, ich hätte ihr die Trauben am liebsten geschenkt.“

„Ich gar nicht,“ erwiderte ihr Mann. „Warum ist sie so thöricht, sich statt Fleisch und Brot teures Treibhausobst zu kaufen? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“

Als Stein an einem der nächsten Tage Trübes aufsuchen wollte, bemerkte er mit Schrecken, daß er die Karte mit der Adresse verloren hatte. Seines Versprechens eingedenk, machte er sich trotzdem auf den Weg, mußte aber nach langem Umherirren in den entlegensten Straßen die Hoffnung, das graue Haus zu finden, aufgeben und müde und enttäuscht heimkehren. —

Peter Marschall lebte immer noch. Die Ärzte erwarteten das Ende jeden Augenblick, und als es gar nicht kommen wollte, meinten sie, der Tod habe den alten Mann vergessen. Aber an einem frühen Wintermorgen klopfte er leise an die Thür des Krankenzimmers. Marschall richtete sich ein wenig auf, mit wiederkehrendem Bewußtsein, und streckte die Hand aus nach seinem Jungen. Franz kniete an dem Sterbebett. Niemand war Zeuge dieses letzten Gespräches, in welchem der alte Diener Abschied nahm von seinem jungen Herrn. Dann kam das Ende. Das war kein ängstliches Losreißen der Seele vom Leibe, das war ein sanftes, seliges Heimgehen zu dem Herrn, dem er sein Lebenlang so treu gedient hatte. „Du kannst durch des Todes Thüren träumend führen.“ Die Worte zogen durch Steins Seele, als alles vorüber war. —

Das tägliche Leben mit seinen Anforderungen trat an den jungen Geschäftsherrn heran, und er war bald wieder im alten Geleise. Nur der Platz des treuen Schreibers im Kontor war leer. Marschall ruhte aus von seinem Tagewerk in seliger Ruhe, und seine Werke folgten ihm nach.

Dreizehntes Kapitel.

Ein neues Blatt im Lebensbuch.

Frau Trübe hatte den Rat Weißhaupts befolgt und für kräftige Nahrung für den Kranken gesorgt. Eines der wenigen vorhandenen Möbel nach dem andern war ins Leihhaus gewandert. Ganz besonders schwer wurde es ihr, sich von einem alten Mahagonispind zu trennen, welches sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Aber Frau Marie hätte ja nicht einen Augenblick gezögert, alles, was sie besaß, daran zu geben, da es die Genesung ihres ge-

lieben Mannes galt. Das Traurige war nur, daß die Besserung gar nicht vorwärts schreiten wollte, im Gegenteil, die Kräfte nahmen täglich ab. —

Es war Abend, und die kleine Familie hatte sich, wie an jedem Abend um den Kamin gruppiert. Marias Lippen umspielte augenblicklich ein beinahe heiterer Ausdruck. Heute endlich sollte die Arbeit für Frau Braun fertig werden, morgen beizeiten wollte sie dieselbe abliefern und für den Erlös Fleisch und Wein für ihren teuren Patienten kaufen. Die Freude darüber half ihr die Müdigkeit ein wenig vergessen, auch schien ihr die Stimme des Kranken heute kräftiger zu sein als sonst. Die beiden Schwestern waren mit ihren Gedanken wieder einmal bei ihrem herrlichen Buch, das der gute Peter Marshall ihnen versprochen hatte und nun nie mehr bringen konnte.

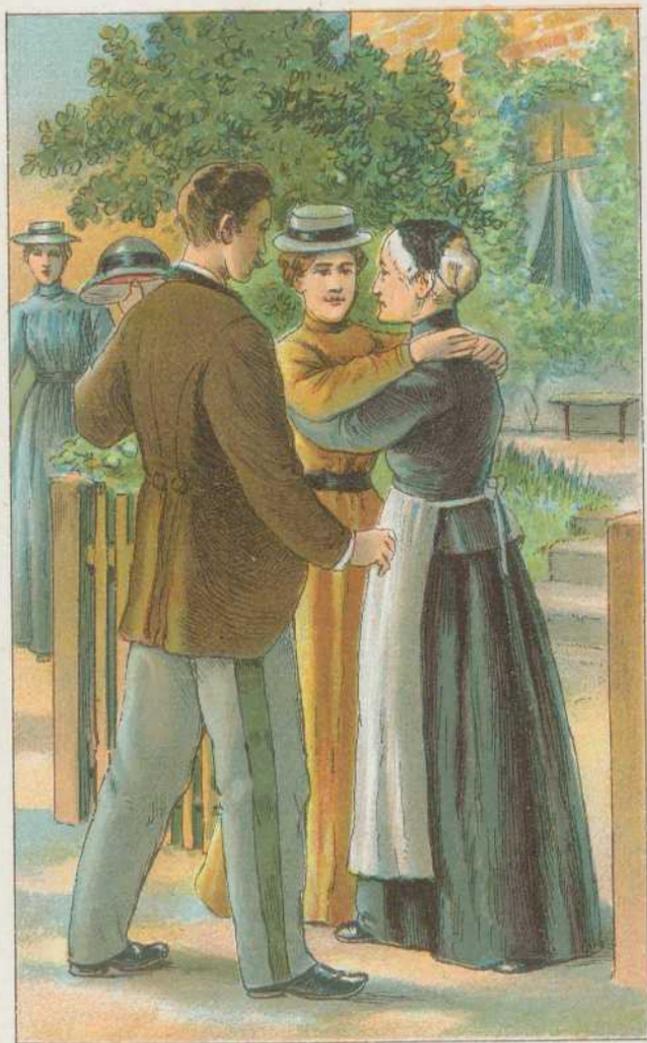
„Ihr habt mir noch nie erzählt, Kinder, wie der Mann in eurer schönen Geschichte von seiner Last befreit wurde,“ sagte Trübe.

„Und das ist gerade das Schönste von allem,“ rief Gertrud. „Nur hatte der arme Mann so schrecklich schwer zu tragen an seinem großen Paket, daß er nur mit Mühe und Not oben auf dem Berg, wo das Kreuz stand, ankam.“

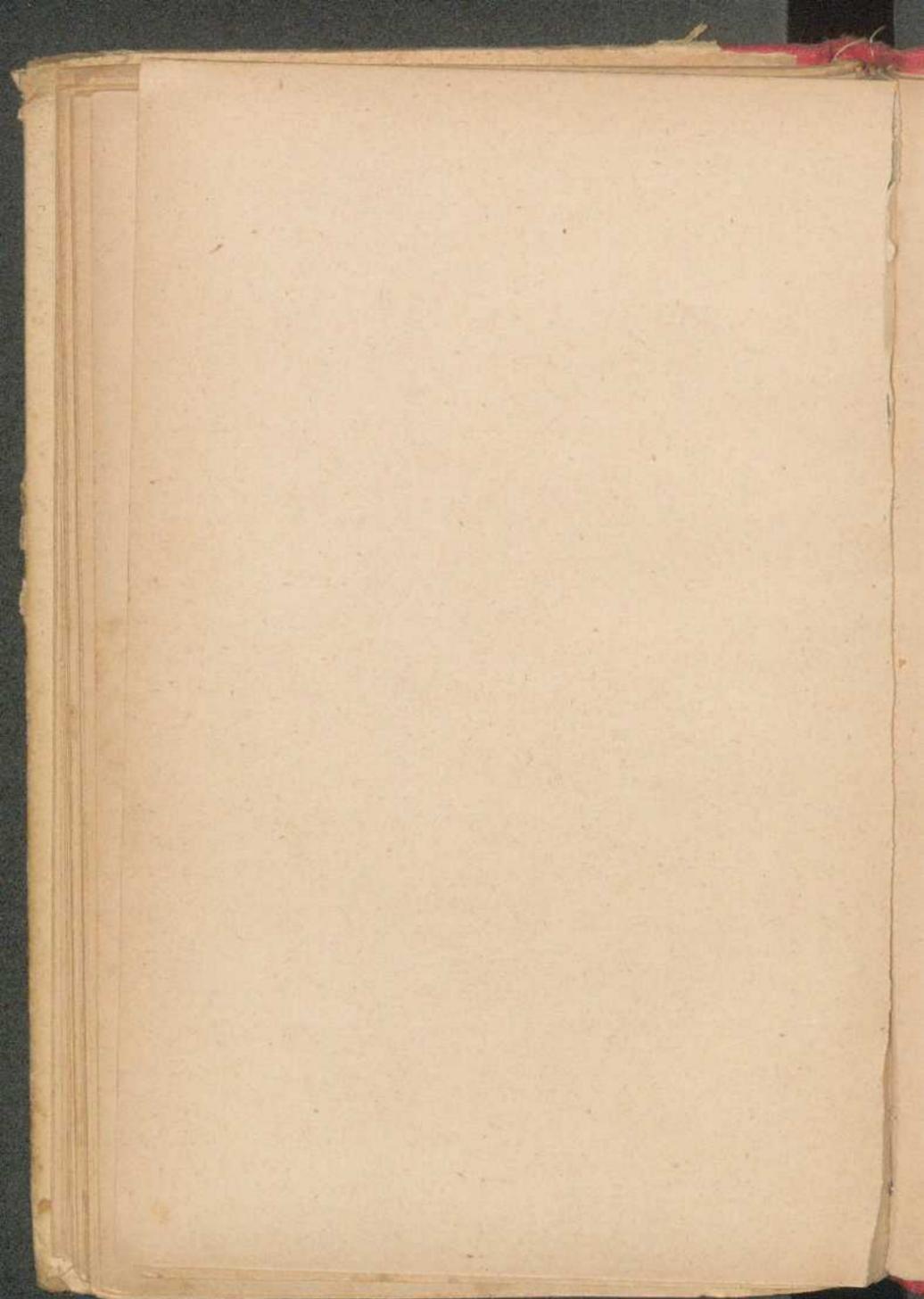
„Das glaube ich gern,“ sagte der Vater, „es mag ihm sauer genug geworden sein, besonders da er den Weg gar nicht genau kannte.“

„Und er verlief sich auch so oft, bis er glücklich oben war,“ fügte Ella hinzu.

„Ja, sehr oft,“ bestätigte Gertrud. „Aber denke dir, Vater, wie er oben ankam und sich am Kreuz festhielt, weil er sonst vor Müdigkeit umgesunken wäre, da fühlte er, wie jemand die Last von seinem armen Rücken wegnahm, und wie er sich danach umsah, da war das ganze große Paket verschwunden. Er konnte wieder ganz gerade stehen und war gar nicht mehr müde. Wie er nun vor dem Kreuz stand, an dem der Herr Jesus hing und ihn so freundlich anschaute, da kniete er hin und weinte. Aber du weinst ja auch, Vater, du sollst nicht traurig sein, lieber Vater.“



Klein Gertrud.
Seite 63.



Frau Trübe sah erschrocken auf. „Du bist müde, Wilhelm, die Kinder erzählen dir zu viel; ich dachte mir, daß es dich angreifen würde.“

„Nein, nein, Marie, das ist es nicht. Laß sie nur, ich höre ihnen so gern zu, und es geht mir auch besser heute.“

„Wirklich, Wilhelm?“ rief Marie freudig. „Bist du nicht so schwach wie gestern? Ach, Wilhelm, dann wird es auch vorwärts gehen. Das kommt von der schönen starken Fleischbrühe, die du jetzt alle Tage trinkst.“

„Sie muß doch auch zu etwas gut sein, sie kostet dich ja genug,“ entgegnete ihr Mann lächelnd.

„Kostenpunkt — meine Sorge,“ erwiderte Marie fröhlich, „du hast nur tüchtig zu essen, damit du bald wieder gesund und stark bist. Aber greifen dich die Kinder auch wirklich nicht an?“

„Gewiß nicht, liebe Frau. Wo waren wir stehen geblieben, Gertrud?“

„Am Kreuz des Heilandes, Vater.“

„Der beste Platz, den es giebt, nicht wahr, Kinder?“

„Das dachte Christ auch,“ fuhr Gertrud fort, und wie er da kniete und vor Freude weinte, da sah er plötzlich drei wunderschöne weiße Gestalten vor sich stehen, die —“

„Engel waren es, mit weißen Flügeln an den Schultern,“ warf Ella ein.

„Du sollst mich nicht immer stören, Ella,“ rief Gertrud ärgerlich. „Dann vergesse ich immer, wie es weiter geht. Einer von den Engeln sagte: Friede sei mit dir. Der andere: dir sind deine Sünden vergeben. Der dritte zog ihm seine Lumpen aus und gab ihm ein schönes Kleid, aber ich habe vergessen, was für eins.“

„War es ein hochzeitliches Kleid?“ fragte der Vater. „Peter Marshall sagte, niemand dürfe in den Himmel ohne das hochzeitliche Kleid.“

„Ja, ja, das war's,“ rief Klein Gertrud. „Wie gut du das weißt, Vater. Und wie nun Christ das schöne Kleid anhatte, da sang er mit den Engeln schöne Lieder, und dann ging seine Reise weiter.“

„Er hatte Grund sich zu freuen, das will ich meinen,“ sagte der Vater. „Dir sind deine Sünden vergeben, das sind herrliche Worte.“

„Jesus hat sie selbst gesagt, Vater, sie stehen in Gottes Buch.“

„Ich will sie dir vorlesen,“ rief Ella, ihre kleine Bibel holend. Sie setzte sich auf ihr niedriges Bänkchen zu Füßen des Vaters und las mit ihrem klaren Stimmchen die alte herrliche Geschichte von der wunderbaren Heilung des Sichtbrüchigen.

Frau Marie hatte sich tief über ihre Arbeit gebeugt, um ihre Thränen zu verbergen. O, warum waren die Zeiten der Wunder vorüber?

„Bist du auch gichtbrüchig Vater?“ fragte Gertrud nach einer kleinen Pause.

„Nein, Trude, ganz so schlimm ist's nicht.“

„Aber du bist auch sehr krank, und der liebe Heiland könnte dich gewiß ebenso schnell gesund machen, wie den Sichtbrüchigen.“

„Das könnte er gewiß, mein Kind. Aber ich würde gern krank bleiben, wenn er nur die Worte zu mir spräche: Dir sind deine Sünden vergeben.“

„Kann Ella nicht wunderschön lesen, Vater?“

„Sehr schön. Nun möchte ich aber gern noch wissen, wie es dem Mann weiter ergeht auf seiner Reise, nachdem er die schwere Last losgeworden ist.“

„Was dann kommt, weiß ich nicht,“ sagte Gertrud; „wir haben an dem Sonntag gefehlt, als Fr. Mühlheim es erzählt hat. Aber zuletzt kommt er in ein schreckliches, finsternes Thal. Es heißt: Da umgaben ihn die grauenvollen Schatten des Todes und —“

Gertrud konnte ihren Satz nicht beenden, denn Frau Trübe meinte, — es sei nun genug für heute und die Kinder müßten auch zu Bett.

„Gieb ihnen einen Schluck von meiner Suppe,“ bat Trübe.

Aber Ella schüttelte ernst ihr Köpfchen. Wie gern hätte sie etwas davon gehabt! Die Suppe roch so schön, und beide Kinder waren jetzt immer hungrig. Aber sie

wußten, daß die kräftige Kost Vater gesund machen sollte, und so baten sie nie um etwas davon.

Frau Marie füllte einen Schluck in jede der kleinen Tassen, für sich selbst nahm sie nichts.

„Morgen können wir mehr kochen,“ sagte sie, „ich bin fertig mit meiner Arbeit, liefere sie morgen ab und hole mir eine neue Bestellung.“

Als man nach einer Weile die ruhigen Atemzüge der schlafenden Kinder vernahm, sagte Trübe:

„Wenn man krank ist, hat man soviel Zeit zum Denken, und weißt du, was ich heute dachte, Marie! — daß ich gern mein Leben austreichen und noch einmal von vorn anfangen möchte.“

„Das ist ein unnützer Wunsch, Wilhelm, der sich nicht erfüllen läßt. Wir haben auch zuviel Schweres durchmachen müssen, und ich kann mir nicht wünschen, das alles noch einmal zu erleben.“

„Das Leben wäre nicht so schwer und hart gewesen, Marie, wenn wir eher den Weg zum Heiland gesucht hätten. Befinnst du dich auf den Spruch, den die Kinder in der Sonntagschule gelernt haben: Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er forget für euch?“

„O Wilhelm, sprich nicht so,“ unterbrach ihn hier Marie. „Es ist mir dann, als würdest du von mir gehen und mich allein hier lassen, und das kann ich nicht ertragen. Du sagtest doch vorhin, du fühltest dich wohler heute Abend.“

„Es geht mir auch besser, Gott sei Dank dafür. Aber warum wollen wir nicht über die Vergangenheit sprechen, liebe Frau? Ist es nicht besser, wir sind uns klar darüber, wie wir unser Leben verbracht haben? Ich weiß es jetzt, daß ich ein großer Sünder bin. Ich kannte vor vielen Jahren als Kind meinen Heiland, aber dann verlor ich ihn und wollte ihn nicht wiederfinden. Wenn ein Stein im Rollen ist, so geht es immer schneller und schneller bergab. Und ich bin nicht allein gesunken, ich habe dich mit mir gezogen. Darum scheint es, als ob uns der Herr ganz vergessen hätte. Auf uns liegt der Fluch der Sünde, weil wir den Heiland nie gebeten haben,

ihn von uns zu nehmen. Sein Segen fehlte bei unserer Arbeit, darum hatte sie keinen Erfolg, wenn wir uns auch noch so sehr abmühten, und wir sind jetzt dem Bettelstab nahe.“

Kalte Schweißtropfen standen auf der Stirn des kranken Mannes, er trodnete sie ab mit zitternder Hand. „Wenn ich noch einmal gesund werden sollte, Marie, dann will ich ein neues Blatt im Lebensbuch anfangen, dann —“ er brach plötzlich ab, und Marie, welche ihr Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, fuhr erschrocken auf. Sie kam gerade noch zurecht, um ihren Mann in ihren Armen aufzufangen, er war ohnmächtig geworden. Sie hob ihn auf und trug die leichte Last ans andere Ende des Zimmers, wo das Bett stand, gegen welches er sich immer gesträubt hatte, und auf welches sie ihn jetzt sorgsam legte.

Nach einer Weile kehrte die Besinnung wieder, und Trübe lächelte matt, um seine Frau zu beruhigen. Sie legte ihm die Finger auf die Lippen, um ihn am Sprechen zu hindern, und er versiel bald in einen unruhigen Schlummer.

Vierzehntes Kapitel.

Die Raben.

Es kostete Frau Trübe einen schweren Entschluß, ihren Mann am nächsten Morgen zu verlassen, um ihre Arbeit an Frau Braun abzuliefern. Wilhelm versicherte sie, er fühle sich nicht schlechter und werde bis zu ihrer Rückkehr ganz still liegen bleiben. So machte sie sich endlich schweren Herzens auf den Weg. Sie fürchtete, Frau Braun würde ärgerlich sein über die späte Ablieferung der bestellten Sachen und infolge der Verzögerung etwas vom Lohn abziehen, und sie brauchte doch das Geld so dringend.

Als sie nach einer Stunde von ihrem Ausgang heimkehrte, war ihr Gang so langsam, als versagten die Füße den Dienst, und ihr Gesicht hatte einen so verzweifelden Ausdruck, daß die Kinder sie scheu und verwundert anblickten.

Sie sank vor dem Kamin, in welchem das Feuer erloschen war, in die Kniee und weinte und schluchzte, daß es einen Stein erbarmt hätte.

Ella und Gertrud glaubten nicht anders, als daß die Mutter ihre Arbeit unterwegs verloren habe, und da sie nicht wußten, wie sie sie trösten sollten, so sungen sie auch an zu weinen.

Da richtete Frau Marie sich auf und trat zu ihrem Mann, dessen Augen in banger Frage zu ihr aufblickten. Sie nahm seine abgezehrten Hände in die ihrigen und erzählte ihm den Grund ihres Kummers. Frau Braun hatte ihr gesagt, sie wollte ihr fürs erste keine Arbeit mehr geben.

„Wenn ich recht verstehe, so ist dies nur für kurze Zeit; Frau Braun lobte ja immer deinen Fleiß und deine Sauberkeit, und sie wird dich gewiß wieder bestellen, wenn —“

„Wenn du wieder gesund bist,“ unterbrach ihn Marie; „ja, das muß sie gemeint haben, als sie sagte — o, Wilhelm, es war so schrecklich, was sie sagte! Wie sollst du auch gesund werden, wenn du kein Fleisch und keine Brühe mehr haben kannst? Diese böse Frau ist schuld daran, wenn ich jetzt betteln gehen muß, damit wir nicht verhungern.“

„Es wird nicht für lange sein, ich fühle es, Marie. Und wenn es auch wäre, denke an das Lied, das die Kinder immer singen: „Gott verläßt uns nicht.““

„Wie heißt der Spruch, Trude, den du mir vorhin sagtest?“

„Wenn du mich tötest, so will ich dir vertrauen,“ antwortete das Kind.

„Es heißt: Wenn du mich züchtigst, machst du mich groß,“ verbesserte Ella.

„Das ist dasselbe, nicht wahr, Vater?“ fragte Gertrud.

„Ja, mein Liebling, du meinst dasselbe. Wenn du mich züchtigst, will ich dir vertrauen.“

„Dazu gehört ein starker Glaube, den ich nicht habe,“ seufzte Frau Trübe. „Ich habe keine Hoffnung mehr auf Hilfe in unserer Not.“

„Ich glaube, Gott schenkt uns Vertrauen zu seiner Hilfe, wenn wir ihn darum bitten. Kinder, singt der Mutter das Lied, welches ihr mir vorhin sangt. Es hat mir Mut und Hoffnung wieder gegeben, und es wird dir auch so gehen, Marie.“

Hell und rein erklangen die Kinderstimmen durch das öde Krankenzimmer:

„In den größten Nöten
Leuchtet uns ein Licht,
Welches helle scheinet:
Gott verläßt uns nicht!

Wenn wir ganz verlassen,
Jeder Halt zerbricht,
Rühmen die Erlösten:
Gott verläßt uns nicht.“

„Ja, wenn wir zu den Erlösten gehörten,“ sagte Frau Marie, während ihre Augen sich wieder mit Thränen füllten. „Wir haben uns ja nie um den Heiland bekümmert.“

„Aber er hat sich um uns bekümmert, Marie, und thut es jezt mehr denn je. Hörst du nicht, wie er uns durch den Gesang unserer Kinder zu sich rufen will? Trude meinte vorhin, ihr Fräulein habe gesagt, wenn man nur ernstlich zum Heiland kommen wolle, dann sei man schon bei ihm. Und er neigt sich dann zu seinem wiedergefundenen Schäflein und hält es fest, um es nie wieder zu verlieren. Nun den letzten Vers, Kinder.“

„Herr bis an mein Ende
Scheine hell dein Licht,
Daß ich sterbend rühme:
Gott verließ mich nicht!“

Frau Trübe sah, wie die Wangen des Kranken im Fieber glühten, wie seine Augen glänzten, und das Herz zog sich ihr zusammen.

Das Mittagbrot mußte den Kindern und Frau Marie heute noch knapper zugemessen werden, wie sonst, und obgleich sie alle drei nichts weniger wie satt vom Tisch aufstanden, so fiel es doch keinem ein, darüber zu jammern. Gertrud kostete es ein wenig Mühe, die Thränen hinunterzuschlucken, aber als sie sah, wie tapfer ihr Schwesterchen war, fuhr sie sich schnell mit der Hand über die Augen. Dann lag wieder das alte sonnige Lächeln auf dem blassen Gesichtchen, welches dem kranken Vater so unentbehrlich geworden war.

Frau Trübe setzte sich an ihren gewohnten Platz, um den fadenscheinigen Rock ihres Mannes auszubessern. Wann würde er ihn wieder tragen können? fragte sie sich immer wieder. Gegen Abend stieg das Fieber, und der kranke Mann warf sich unruhig von einer Seite auf die andere. „Was würdest du sagen, Marie, wenn ich für eine Weile verreiste?“ fragte er plötzlich.

„Das wäre herrlich, Wilhelm, wenn du die Kinder und mich mit dir nähmest.“

„Ihr müßt mir nachkommen. Es ist gar nicht schwer, den Weg zu finden. Meine kleine Trude kennt ihn ganz genau, Jesus den Weg und die Wahrheit und das Leben. Ich habe nichts vergessen von allem, was Peter Marschall sagte. Ich brauche nur anzuklopfen, dann thut sich das goldene Himmelsthor ganz von selbst auf. Kein Leid und keine Sorge, nur ewige Freude und Seligkeit sind dort oben in der Heimat. Lies mir, Marie, was der Heiland davon sagt. Ella, gib der Mutter deine Bibel.“

Marie las, so gut sie konnte. Thränen trübten ihr den Blick. Ein ernster Entschluß reifte in ihr. Wenn es dem Herrn gefiel, ihren Mann wieder gesund zu machen, dann sollte ihnen beiden kein Tag mehr vergehen ohne Gottes Wort. Es sollte alles neu werden, ein neues Blatt im Lebensbuch. Trübe war während des Lesens eingeschlummert und träumte, er sei schon droben in dem himmlischen Jerusalem. Marie legte das Buch beiseite und nahm ihre Arbeit wieder auf. Es klopfte, doch Frau Trübe war so vertieft in ihre Gedanken, daß sie nichts davon merkte. Erst als es sich wiederholte, stand sie auf,

um zu sehen, wer so spät noch Einlaß begehre. Als sie die Thür öffnete, war niemand da, aber auf der Schwelle lagen verschobene kleine Bäckchen. Frau Trübe blickte sich, um sie aufzuheben, und blickte dann verwundert die Stufen hinab zur Hausthür, doch war niemand zu sehen. Auf der Treppe aber, die nach oben führte, kauerte Käthe. Die Augen strahlten ihr vor Vergnügen an Frau Mariens freudiger Überraschung, und als diese wieder ins Zimmer getreten war, ohne sie zu bemerken, eilte Käthe an die geschlossene Thür, um die Freudenlaute der beiden Kinder deutlicher zu hören.

Das erste, was Frau Marie einer weißen Papierhülle entnahm, waren die herrlichen Trauben, die Käthe in dem Delikatessengeschäft gekauft hatte.

„O Mutter,“ rief Gertrud entzückt, „was ist denn das?“

„Sieh nur hier, Mutter,“ jubelte Ella, „Kaffee und Zucker und Reis.“

Frau Marie antwortete nicht. Ihre Blicke hingen an ihrem Mann. Wie kühlten die saftigen Beeren seine heißen, trockenen Lippen und thaten seinem rauhen Hals so wohl! Nach einer Weile sah er auf die Kinder, die noch nie eine Weintraube gesehen, viel weniger gegessen hatten. Er reichte sie ihnen hin, aber sie kosteten jedes nur eine Beere und gaben sie dann der Mutter, die nichts davon nahm, sondern sie beiseite legte, um Wilhelm in der Nacht, wenn der Husten kam, davon geben zu können.

„Wer kann uns das geschickt haben?“ fragte Frau Marie verwundert. „Auf den Papieren steht nur das Geschäft angegeben, wo die Sachen gekauft worden sind.“

„Sollte Frau Braun die gütige Geberin sein?“ fragte Trübe heiter. Der Schlaf und die schönen Trauben hatten ihn erfrischt. Frau Marie schüttelte entschleden verneinend den Kopf.

„Ich weiß, ich weiß, wer es war, Vater,“ rief Gertrud fröhlich umhertanzend.

„Nun?“

„Die Raben haben es gebracht.“

„Die Raben?“

„Ja, ja, ganz gewiß die Raben. Weißt du nicht, wie sie dem Elias Brot brachten, als er so hungrig war?“

„Ich kenne das Märchen nicht, Trude, erzähle es mir,“ sagte Trübe.

„Es ist kein Märchen, Vater, es ist alles ganz wahr und steht in Gottes Buch,“ versicherte die Kleine. Und nun erzählte sie in ihrer kindlichen Weise die Geschichte aus dem Leben des großen Propheten, wie er glaubte, am Bach Krith Hungers sterben zu müssen, und den Herrn um Hilfe anflehte. Und Gott sagte den Raben, sie sollten ihm Brot und Fleisch bringen, und sie thaten es, und er trank aus dem Bach.

„Trude hat Recht,“ sagte Trübe. „Gott hat uns Hilfe geschickt, wie vorzeiten dem Propheten. Mein liebes Weib, kannst du jetzt leichter wie heute Morgen einstimmen in den Lobgesang: Gott verläßt uns nicht?“

„Ja, Wilhelm,“ antwortete Marie leise, „bete für mich, daß ich es immer besser lerne.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Wolf ist da.

Von einem frommen Prediger wird erzählt, er hätte nie sein Haus verlassen, ohne den Herrn zu bitten, daß er ihn den rechten Weg führe. Wir können nie wissen, wieviel darauf ankommt, ob wir unsere Schritte nach rechts oder nach links richten.

Es war ein klarer kalter Wintertag. Herr Stein hatte mehrere Stunden im Kontor gearbeitet, und um die frische Luft noch etwas länger genießen zu können, ging er nicht den geraden Weg nach Hause, sondern bog in eine Nebengasse ein, die ihn auf einem Umweg seiner Wohnung zuführen sollte. Plötzlich stand Rätke Blankenburg vor ihm, er erkannte sie sofort.

„Guten Tag, Käthe,“ rief er freundlich, ihre Hand ergreifend; „ich habe mich schon immer nach Ihnen umgesehen, in der Hoffnung, wir würden uns einmal begegnen. Wie geht es Trübe? Er ist immer noch nicht wieder im Kontor gewesen.“

Käthes Augen hatten hell aufgeleuchtet bei der unerwarteten Begegnung, doch antwortete sie jetzt traurig: „Ach, lieber Herr, Trübe wird nie mehr ins Kontor kommen. Er wird immer schwächer. Warum sind Sie nicht zu ihm gekommen? Sie hatten es doch versprochen.“

„Ich wollte kommen und habe, da ich die Karte mit der Adresse verlor, das Haus einen ganzen Nachmittag hindurch umsonst gesucht. So mußte ich aufgeben, es zu finden. Aber warum sind Sie nie mehr zu mir gekommen, Käthe?“

„Ich war da, Herr, aber die Portiersfrau wollte mich nicht hineinlassen. Sie wollte kein Wort glauben von allem, was ich sagte. Aber ich habe es nicht anders verdient, ich habe schon soviel gelogen früher. Sie sagte mir auch, daß er tot ist.“

„Ja,“ bestätigte Herr Franz, „unser lieber alter Freund ist droben bei seinem Heiland. Er hat gutes Vertrauen zu Ihnen gehabt, Käthe; noch in letzter Stunde hat er es mir gesagt und ein Andenken für Sie bestimmt. Ich will es gleich holen.“

„Er hat an mich gedacht bis zuletzt,“ lächelte Käthe unter Thränen. „Das habe ich nicht verdient. Aber kommen Sie mit zu Trübes, Herr, ich führe Sie hin, er hat sie alle so lieb gehabt, und sie sind dem Verhungern nahe. Die beiden kleinen Mädchen sind nur noch Haut und Knochen.“

Herr Stein hatte mit einigen Freunden ein gemeinsames Mittagessen verabredet. Er überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Gehen Sie nach meinem Hause, Käthe, sagen Sie, ich schicke Sie, und fragen Sie nach meiner alten Wirtschafterin, Sie wird Ihnen geben, was Marshall für Sie bestimmt hat. In einer Viertelstunde hole ich Sie ab und wir gehen zu Trübes.“

„Werden Sie auch wirklich kommen?“ fragte Käthe zögernd.

„Ganz bestimmt,“ nickte Herr Stein lächelnd und entfernte sich rasch. Er hielt Wort. Käthe hatte sich gerade in das prächtige wollene Umschlagetuch, das Vermächtnis des guten Marschall, gehüllt, und den weichen Kopffhawl, den die alte treue Wirtschafterin ihr schenkte, umgebunden, als Stein erschien.

Wir verlassen die beiden auf ihrem Gang nach dem grauen Hause, um zuvor noch einen Blick nach dem Ziel ihrer Wanderung zu werfen. Es sah traurig aus bei Trübes. Das Zimmer war so kahl und kalt. Alles, das Bett ausgenommen, in welchem der Kranke lag, sogar das Bänkchen der Kinder, befand sich im Leibhaus. Der Wirt wartete nur auf Trübes Tod, um dann sogleich die arme Witwe mit den beiden hilflosen Kindern aus dem Hause zu jagen. Die Raben brachten schon längst nichts mehr, soviel Gertrud auch nach ihnen ausschaute. Die Mutter hatte die letzten vertrockneten Brotrinden in dem Rest schon sauer gewordener Milch aufgeweicht. Sie wollten dies elende Mahl heute Mittag essen und dann sterben, alle zusammen, das war der einzige Wunsch, den Frau Marie noch hatte. Die Kinder waren so mager und ihre blauen Augen waren so matt und eingesunken, daß man wohl glauben mußte, es würde nicht lange mehr währen, bis sie sich für immer schlössen. Wie brav und tapfer sie waren, die beiden Kleinen! Nicht geweint und gemurrt hatten sie die ganze Zeit hindurch; nur ein unterdrückter Seufzer stahl sich manchmal über die blassen Lippen. Gertrud hatte sich neben das Bett des Vaters gefauert und den Kopf auf den Bettrand gestützt; sie war zu müde zum Stehen. Lieblosend fuhr die Hand des sterbenden Mannes durch die blonden Locken. „Jetzt ist der Wolf da, kleine Trude,“ flüsterete er leise.

Das Kind fuhr erschrocken auf. Die letzte Zeit mit Hunger und Not hatte den Wolf aus dem Gedächtnis der beiden kleinen Schwestern verdrängt. Sie hungerten und froren so sehr, daß sie am liebsten schliefen, oder am Ofen kauerten, ohne zu sprechen und zu denken. Jetzt sah

sich Gertrud ängstlich in dem kahlen Zimmer um. „Ich seh' ihn nicht, Vater, er ist noch nicht da. Ach, Mutter, ich fürchte mich. Was sollen wir machen, wenn er jetzt kommt?“

„Ich weiß keine Rettung mehr,“ antwortete Frau Trübe mit schwacher Stimme. „Ich habe alles versucht, meine Kraft ist zu Ende, ich kann nicht mehr.“

„Wir müssen beten, Mutter,“ sagte Gertrud bestimmt. „Der liebe Gott laun den Wolf fortjagen. Ganz gewiß kann er's,“ wiederholte sie zuversichtlich, als sie sah, wie die Mutter mit dem Kopf schüttelte. „Er hat den Daniel auch beschützt vor dem Rachen der Bären und Löwen.“

Frau Marie kniete nieder, die Kinder neben ihr, aber sie fand keine Worte. Erwartungsvoll sah Gertrud die Mutter an, doch als diese sowie Ella schwiegen, faltete sie ihre Händchen und sagte laut und deutlich: „Lieber Heiland, ich bitte dich, jage den Wolf fort, daß er uns nicht verschlingt. Wir fürchten uns so vor ihm, und du kannst es am besten. Mach doch auch meinen lieben Vater wieder gesund, lieber Heiland, und wir sind auch so hungrig, gieb uns unser täglich Brot.“

Das Amen blieb unausgesprochen, denn ein lautes Klopfen an der Thür ward vernehmbar. Die beiden Kinder führen erschrocken auf. Sie vergaßen, daß der Wolf ja nicht anklopfen würde vor seinem Eintritt, und meinten, sie würden im nächsten Augenblick das schreckliche Tier erblicken. Sie blieben wie versteinert, als sie statt dessen einen fremden Herrn in der Thür stehen sahen und hinter ihm Käthe Blankenburg, die einen großen Korb auf die Schwelle stellte und sich leise entfernte. Aber Herr Stein, denn dieser war es, rief sie zurück. Er sah auf den ersten Blick, daß hier schleunige Hilfe noth that, und Käthe sollte ihm dabei zur Hand gehen.

Schon nach kurzer Zeit sah es ganz anders aus bei unsern Freunden. Im Kamin flackerte ein lustiges Feuer, und um einen runden Tisch in der Mitte des Zimmers saß Frau Trübe mit ihren beiden kleinen Mädchen. Jedes hatte einen Teller Suppe vor sich stehen und die verdeckte Schüssel in der Mitte versprach noch weitere Herrlich-

leiten. Den Kindern schmeckte es köstlich. Was war es auch für eine Wohlthat, sich satt essen zu dürfen! Auf Frau Marias Gesicht lag ein milder Ausdruck. Sie fühlte sich gestärkt nach dem reichlichen Mahl, und die fürsorgende Freundlichkeit des Herrn Stein that ihrem armen wunden Herzen so wunderbar wohl. Der Kranke lag in einem sauberen Bett, von weichen Kissen gestützt. Seine Augen wanderten von dem jungen Mädchen, welches ihm mit weicher Hand die Kissen zurecht rückte und sich leise ordnend im Zimmer zu schaffen machte, zu seinem Chef, der neben ihm saß und die abgekehrte heiße Hand des Kranken in der seinen hielt. Wie hart war Trübes Urtheil über diese beiden Menschen noch vor wenig Wochen gewesen! Und gerade diese beiden hatte Gott erwählt zu seinen Boten, um ihm aus der größten Not zu helfen. Wie hat er ihnen im Herzen dieses harte Urtheil ab, von welchem sie ja beide nichts ahnten! Herr Stein versprach dem frankten Mann, er wollte immer dafür sorgen, daß seine Frau und Kinder ein reichliches Auskommen hätten. So war diese letzte Sorge von seinem Herzen genommen. Seine Sündenlast machte ihm keine Sorge mehr, die Stimme des Heilandes: „dir sind deine Sünden vergeben,“ erfüllte ihn mit Lob und Dank. Es waren Freudenthränen, die in seinen Augen glänzten. Als nach wenigen Stunden der Friedensbote des großen Königs kam, um den müden Pilger heimzuholen, da fand er ihn bereit, und das Ende dieses an trüben und dunkeln Stunden so reichen Lebens war ein seliges, wie bei Peter Marschall. Wenn der Hirte sein verlorenes Schäflein gefunden hat, hebt er es auf seine Schultern mit Freuden und trägt es heim. —

Die erste Zeit nach Trübes Tod blieb Käthe bei der Witwe und den beiden Kindern. Dann schrieb Herr Stein an ihre einzige Verwandte, die sie besaß, und die weit entfernt lebte. Sie war eine fromme, treue Seele und nahm die arme Waise mit warmer Liebe an ihr Herz. So hatte Käthe Blankenburg ein Heim gefunden. Nach einiger Zeit wurde es Ella und Gertrud klar, daß der Vater mit dem Wolf den Hunger, die äußerste Not

gemeint hatte, und Gertrud sagte zu ihrer Mutter: „Es war der Herr, der den Wolf von unserer Thür vertrieb, wir hätten es nie vermocht. Er gab es erst Peter Marschall und dann Käthe und Herrn Franz ein, zu uns zu kommen, und mich lehrte er, ihn um seine Hilfe zu bitten. Ich will ihn lieben dafür und ihm dienen, so lange ich lebe.“ Die kleine Gertrud hat ihr Gelöbniß treulich gehalten.

Frau Trübe mußte hart arbeiten, und die Kinder auch, als sie heranwuchsen, aber sie thaten es gern, und Gottes Segen krönte ihr Werk. Herr Franz blieb der treue Freund und Berater der kleinen Familie. Die Mutter nannte Ella ihren Sonnenschein, und nach einigen Jahren wurde sie noch der Sonnenstrahl für einen andern. Dieser andere war Peter Marschall, ein Neffe unfres alten Freundes, der seinem Dunkel innerlich und äußerlich ähnelte, wie ein Sohn dem Vater. Er führte Frau Marias Sonnenstrahl als Herrin in sein Haus. Gertrud hatte, von Herrn Stein unterstützt, ihr Lehrerin-Examen machen können und sehr gut bestanden. Mit derselben Freude und demselben Eifer, mit welchem sie als Kind gelernt hatte, lehrte sie jetzt andere Kinder, was sie wußte. Ihr Hauptbestreben war es immer, die ihr anvertrauten Schäflein zu dem guten Hirten und Freund der Kinder zu leiten, und die Kinder hingen mit zärtlicher Liebe an ihr. — —

Jahre sind vergangen. Ein warmer klarer Sommerabend breitet sich über die Erde aus. Die rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne umspielen den Ephen, der sich um ein kleines, besonders freundlich aussehendes Häuschen, das letzte des Dorfes, rankt. Die Rosen duften mit dem Jasmin um die Bette, und die Frau, die dort auf der Bank vor der Hausthür sitzt, läßt ihre Augen mit Entzücken auf der sommerlichen Pracht ruhen. Frau Trübe ist alt geworden, aber jedem thut es wohl, in dieses alte freundliche Antlitz zu blicken. Sie hat ihre Blumen und Gemüsebeete im kleinen Gärtchen begossen, und steht nun, nachdem sie sich ein wenig ausgeruht hat, auf, um nachzusehen, ob das Gartenthor auch geschlossen ist. Da

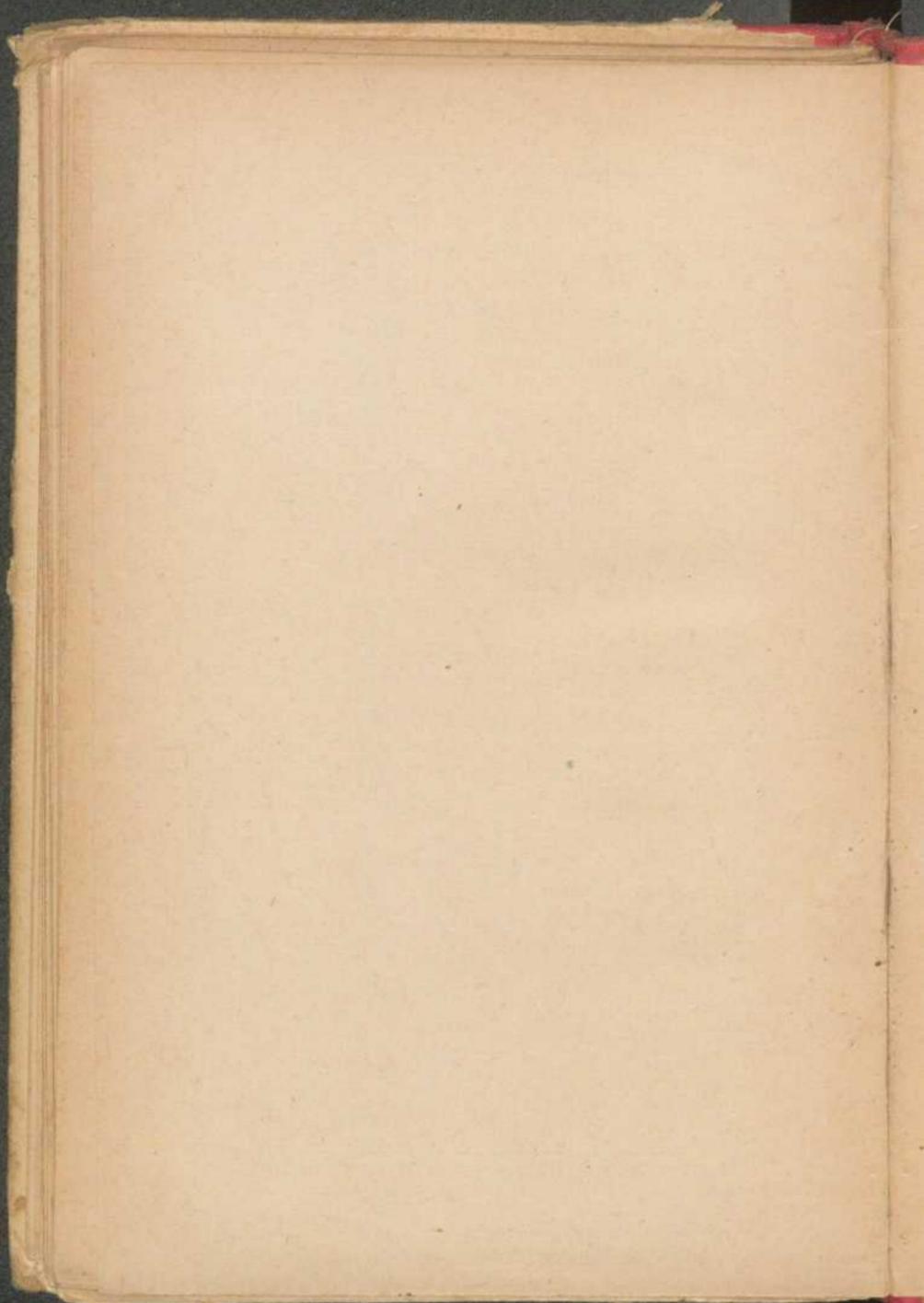
klingen fröhliche Stimmen an ihr Ohr, und sie kommt gerade am Thor zurecht, um von Ella's Armen fest umschlungen zu werden.

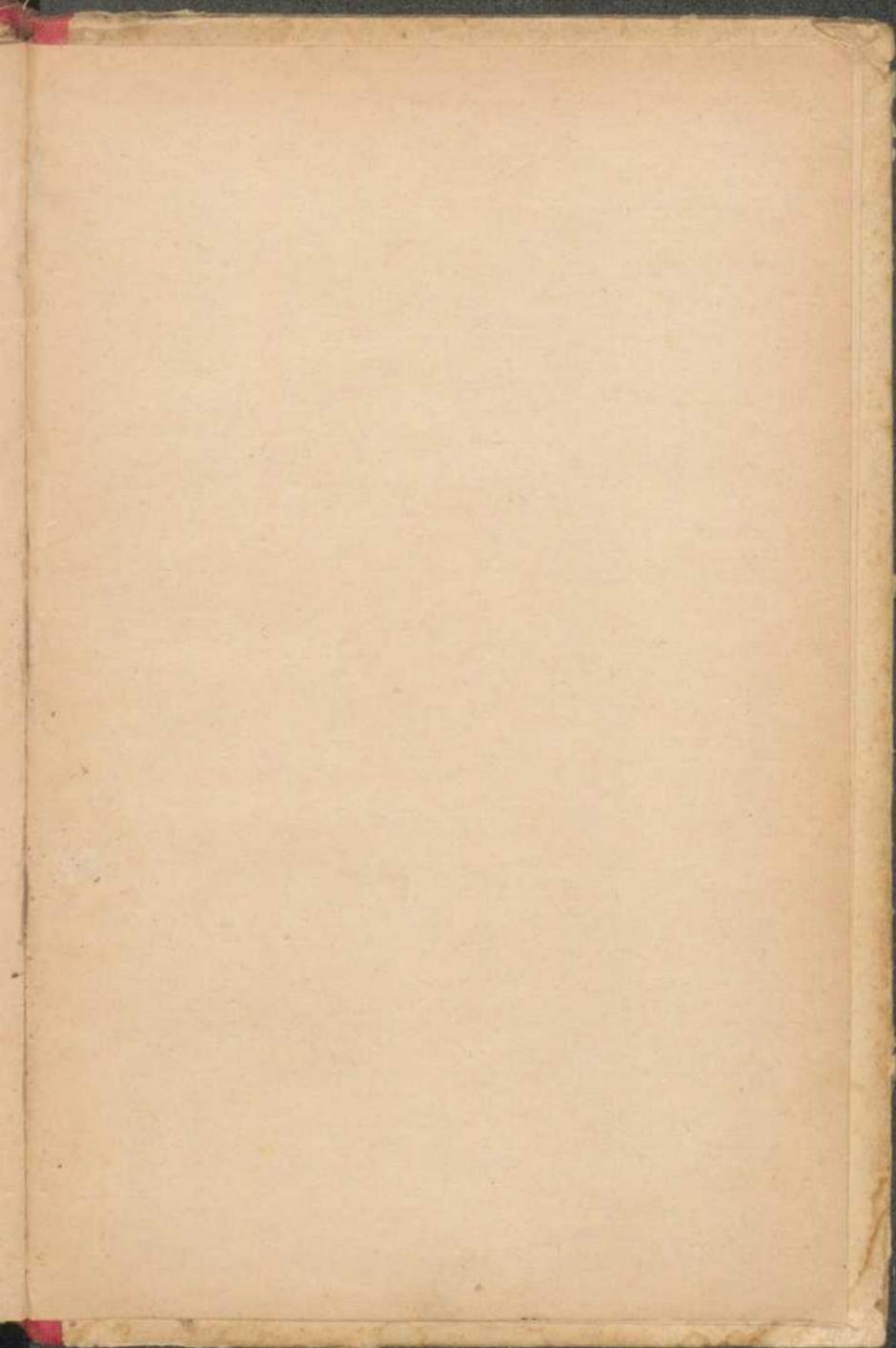
„Da bin ich, Mutter!“ ruft sie lachend. „Dein Sonnenstrahl ist wieder da, hier ist auch Peter, und Gertrud wird gleich hier sein, ohne sie wären wir nicht gekommen.“

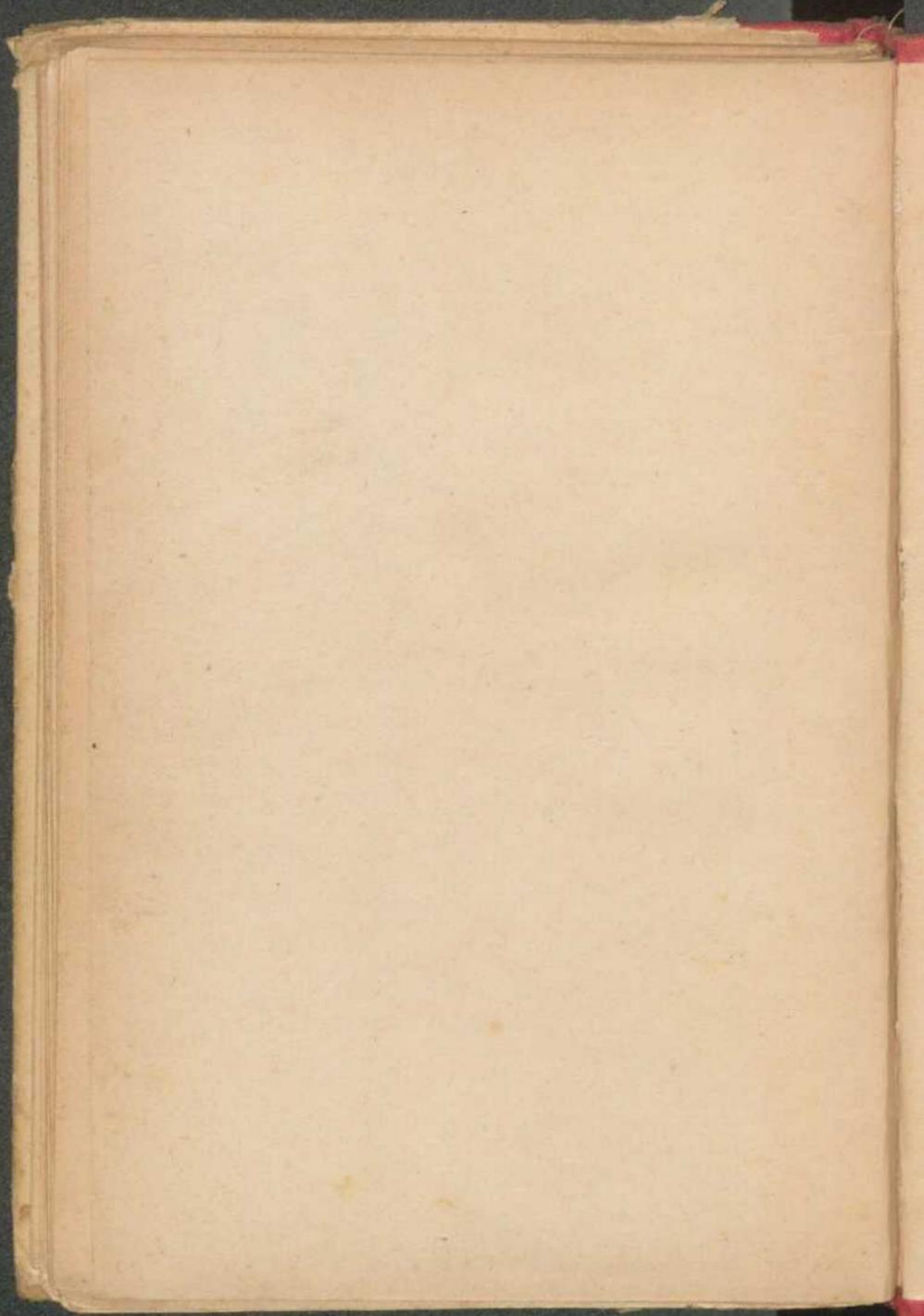
Frau Ella sieht so ehrbar und hausmütterlich aus. Jung Peter Marschall legt den Arm um sie und sagt fröhlich: „So lange wir vier in Liebe und Treue vereint sind, soll es uns mit Gottes Hilfe immer gelingen, den Wolf von unserer Schwelle zu verjagen.“

Es ist ihnen gelungen durch des Herrn Gnade.





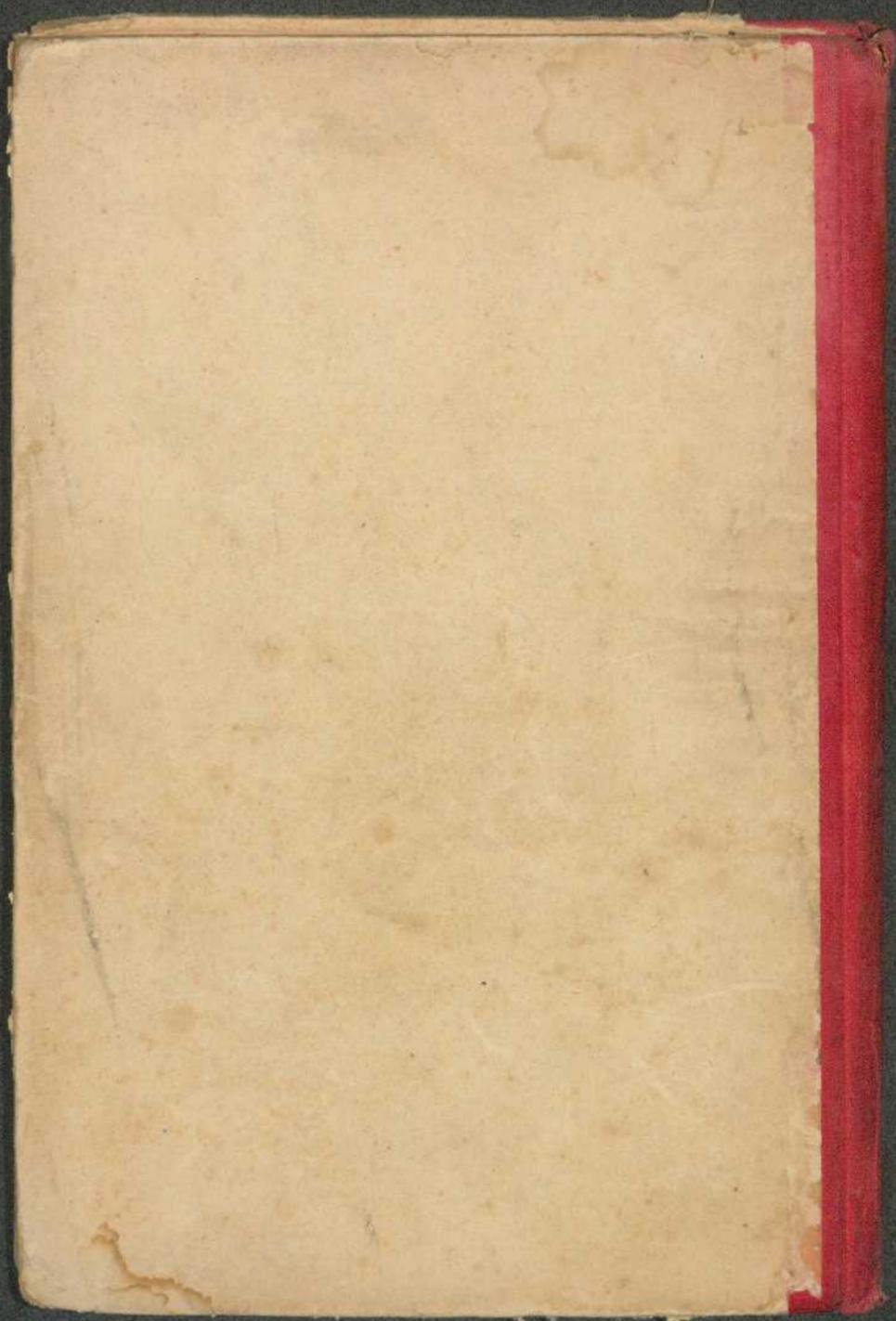




Internationale Jugendbibliothek



047002359603



Klein Gertrud.

Erzählung von Coates.

1881

Berlin 1898.

Schriftenvertriebsanstalt, SW.¹⁸
G. m. b. H.

